

Das Primat emotionaler Bindungen



Helfende Beziehung als innere Instanz und Ressource
im Spiegel methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fakultät Wirtschaft und Soziales
Department Soziale Arbeit

Das Primat emotionaler Bindungen

**Helfende Beziehung als innere Instanz und Ressource
im Spiegel methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit**

Bachelor-Thesis

Tag der Abgabe: 19. Februar 2016

Vorgelegt von: Julia Hartl

Kontakt: [dialektische-denkfigur\(@\)gmx.de](mailto:dialektische-denkfigur(@)gmx.de)

Umschlag-Gestaltung: Julia Hartl, mit freundlicher Genehmigung von Connie Talbot

Betreuender Prüfer: Prof. Dr. Harald Ansen

Zweiter Prüfer: Prof. Dr. Georg Schürgers

Abstract

Gegenstand der Auseinandersetzung ist die Analyse und Transformation der Bindungstheorie auf das Feld der Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit. Das Primat emotionaler Bindungen begründet das Postulat der helfenden Beziehung als innere Instanz und Ressource. Die Beziehung ist ein entscheidendes Medium für den Unterstützungsprozess und gleichzeitig stellt sie eine eigenständige Hilfeform dar. Die Untersuchung von handlungsmethodischen Anforderungen der bindungstheoretischen Perspektive an die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit wird zeigen, inwieweit sich die aufgestellten Hypothesen bestätigen lassen. Auf der Grundlage des in dieser Arbeit vertretenen Standpunkts sind Entscheidungen über angemessene Mittel sozialpädagogischer Intervention möglich.

„Alle großen Leute sind einmal Kinder gewesen (aber wenige erinnern sich daran).“
(De Saint-Exupéry 1956: 5)

D a n k s a g u n g

Den zentralen Anstoß für den Beginn dieser Arbeit hat mir *QinYuan Jiang* gegeben. Unzählige wertvolle Gespräche mit ihr, teils über einen anderen Kontinent hinweg dank der heutigen Technik, und die Begleitung ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit gaben mir die entscheidende Inspiration und den Enthusiasmus.

Ich möchte mich bedanken bei meiner Freundin, Ratgeberin und Wegbegleiterin *Esther Gohl*. Es ist eine Ehre für mich, mit ihr befreundet zu sein. Die Selbstreflexion und Tiefe unserer Gespräche über die Soziale Arbeit, die Psychologie, die Philosophie – und nicht zuletzt das Menschsein an sich – kann ich nicht oft genug wertschätzen und würdigen. Ein herzliches Dankeschön an *Wolfgang Fricke* für seine Geduld, seine Motivation und sein Verständnis, für seine aufmunternden Worte jedes Mal zum richtigen Zeitpunkt. Vielen Dank an Euch beide, dass Ihr Euch die Zeit genommen und die Mühe gemacht habt, zahlreiche Fassungen dieser Arbeit mehr als einmal zu lesen. Ich bin dankbar für Euren Rat und Eure hilfreichen Änderungs- und Ergänzungsvorschläge.

Ich danke meinem Professor Dr. *Georg Schürgers* für seinen durchgängig wertvollen fachlichen Rat während des gesamten Studiums, sein Vertrauen, seinen Mutzuspruch und Glauben an mich und dafür, dass er mich durch das hochschulgelante Praktikum begleitet hat. In dem Zuge bedanke ich mich auch bei meinem Praxis-Anleiter *Peter Borchardt*, für seine Großzügigkeit und die Bereitschaft, seine langjährigen Erfahrungen mit mir zu teilen. Ohne ihn wäre meine Fallanalyse in dieser Arbeit so nicht möglich gewesen.

Mein ganz besonders herzlicher Dank schließlich geht an meinen „Bachelorvater“ Professor Dr. *Harald Ansen*, der so warmherzig wie sachkundig ist, für seine unerschütterliche Unterstützung, für seine hochgeschätzten erhellenden Anregungen und Vorschläge und dafür, dass er seine wertvolle Zeit in mich investiert hat. Seine Wertschätzung ist ein Brunnen, der Tiefgang hat und niemals austrocknet. Er ist mir eine inspirierende Größe; es ist eine Ehre für mich, dass dies zwischen den Zeilen auf diesen Seiten zu lesen ist. Ich möchte ihm danken für seine Weisheit, sein Einfühlungsvermögen, seine Geduld, seine Zurückhaltung und Würde, sein Engagement, seine Voraussicht und seine Freundlichkeit und dafür, dass er es mit mir ausgehalten hat. Er verlieh einer schwierigen Aufgabe scheinbare Leichtigkeit. Nicht zuletzt seinem Einfluss verdanke ich meine Motivation.

Inhalt

Einleitung	1
I. Teil: Analyse theoretischer Grundlagen.....	11
1 Die Beziehung als Bindungsangebot	11
1.1 Die helfende Beziehung.....	12
1.2 Bindungsbeziehung im Sinne Bowlbys	18
2 Das Bindungsverhalten	20
3 Unsichere Bindungen	23
3.1 Unsicher-ambivalente Bindung	24
3.2 Unsicher-vermeidende Bindung	27
3.3 Desorganisierte und desorientierte Bindung.....	29
4 Reaktion auf Zurückweisung, Trennung und Verlust.....	32
4.1 Protest	33
4.2 Verzweiflung	34
4.3 Ablösung.....	35
II. Teil: Transformation in die Praxis anhand einer sozialpädagogischen Fallanalyse	38
5 Handlungsfeld	38
6 Ein Zugang zu Beths zerbrochenem Bindungsgefüge. Sozialpädagogische Fallanalyse einer jahrelangen Bindungsarbeit.....	40
III. Teil: Handlungsmethodische Anforderungen und Perspektiven	55
7 Interaktions- und Kommunikationsanforderungen	55
8 Selbstreflexion.....	58
9 Risiko der Gestaltung von Abhängigkeit	60
10 Abschied.....	65
Ausblick	69
Literatur	72

Einleitung

Eine zentrale Aufgabe der Sozialen Arbeit bildet die Durchsetzung nicht erfüllter Grundanliegen. In dieser Lesart müssen die *Menschenrechte* danach befragt werden, was dem Menschen konkret und alltäglich zusteht. Die Frage nach der *sozialen Gerechtigkeit* wird elementar bedeutsam. Im Kontext der professionellen Ethik ist die Soziale Arbeit gefordert, die Denkfigur des Almosens und den Begriff der Hilfe und Hilfebedürftigkeit näher zu untersuchen. Neben dem gesellschaftlichen Auftrag, soziale Probleme zu skandalisieren, öffentliche Aufmerksamkeit zu wecken, Lösungsalternativen zu entwickeln und Zweckbündnisse zu schließen, steht die konkrete Verbesserung der individuellen Lebenslagen im Zentrum. Die Konzentration auf die Lebenslage des Einzelnen geschieht immer auch mit Blick auf die gesellschaftlich-politische Bedingtheit der Lebenslagen. Die Soziale Arbeit ist gefragt, zur Lebensbewältigung unter erschwerten Bedingungen beizutragen und dabei das sozialökologische Paradigma der Person-Umwelt-Wahrnehmung angemessen zu berücksichtigen. Die Befähigung der Adressaten, an diesem Prozess mitzuwirken und ihre Potenziale zu entfalten, rückt in den Mittelpunkt. Der Sozialarbeiter unterstützt den Ratsuchenden bei seinem Prozess des Wachsens von Individualität und Emanzipation. Für eine sich handlungswissenschaftlich verstehende Soziale Arbeit, die vom Subjekt ausgehen muss, spielen grundlegende Handlungskompetenzen und subjektbezogene Arbeitsansätze eine signifikante Rolle. In der folgenden Untersuchung soll der Aspekt des methodischen Handelns aufgegriffen werden. Auf der Grundlage des hier nur angerissenen Selbstverständnisses Sozialer Arbeit bildet das Feld der *Beziehungsgestaltung* den Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Die Beziehung ist ein entscheidendes Medium für den Unterstützungsprozess und gleichzeitig stellt sie eine eigenständige Hilfeform dar. Dies unterstreicht die Relevanz der im Folgenden zu behandelnden Fragestellung. Ausschlaggebend für die Konzeption der Untersuchung ist die professionell verantwortete Beziehung als helfender Charakter. Anders als in der bisherigen fachlichen Auseinandersetzung wird hierzu die Betrachtung des Arbeitsansatzes aus der Bindungstheorie herangezogen und mit dem methodischen Handeln in der Sozialen Arbeit zusammengeführt.

Folgt man Hüther (vgl. 2001: 17), zeichnet sich das menschliche Gehirn durch die Fähigkeit aus, entstandene Programmierungen aufzulösen und eingefahrene Bahnen wieder zu verlassen. Aus Fehlern lernt und entwickelt sich der Mensch. Voraussetzung für Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen Denkens und Handelns ist die Betroffenheit, welche entsteht, wenn etwas Relevantes zugrunde geht. Dem Menschen ist das wichtig, womit er sich eng verbunden fühlt. Es bietet ihm Sicherheit und Geborgenheit in seinem Leben. Wer das nicht findet, so

postuliert Hüther, birgt das Risiko in sich, durch seine Selbstbezogenheit das Ende seiner Entwicklung zu erreichen. Das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit braucht jedes Kind, um neue Erlebnisse und Situationen nicht per se als Bedrohung, sondern als Herausforderung bewerten zu können (vgl. ebd.: 15). Kinder ohne innere Leitbilder und Haltungen bleiben halt- und orientierungslos (vgl. ebd.: 31). Zentrale Grundhaltungen kann das Kind nicht aus sich selbst heraus entwickeln, ebenso wie die Fähigkeit, sich in einer bestimmten Sprache auszudrücken. Es ist auf ein Gegenüber angewiesen, das diese Haltungen zum Ausdruck bringt und zu welchem es eine grundlegende emotionale Beziehung entwickelt hat. Danach ist ein uneingeschränktes und vorbehaltloses Angenommensein von fundamentaler Bedeutung. Bei der Gestaltung einer aufrichtigen und selbstlosen Begegnung können wir uns am Beispiel der Kinder orientieren, die einen anderen Menschen um seiner selbst willen lieben, offen und vorbehaltlos, weil er so ist, wie er ist.

„Liebe erzeugt ein Gefühl von Verbundenheit, das über den Menschen hinausreicht. [...] Wer so vorbehaltlos liebt, fühlt sich mit allem verbunden, und dem ist alles wichtig, was ihn umgibt. [...] Er empfindet tiefe Ehrfurcht vor allem, was lebt und Leben hervorbringt, und er ist betroffen, wenn es zugrunde geht. Er ist neugierig auf das, was es in dieser Welt zu entdecken gibt.“ (ebd.: 33f.)

Es ergibt sich das Postulat eines Gegenübers, das für ein Kind erforderlich ist, um seine Empfindungen, Wahrnehmungen, Wissen und Erfahrungen teilen zu können. Aus Hüthers Überlegungen geht hervor, dass auf der Tragfähigkeit einer bedeutsamen Beziehung die Vermittlung von Einsichten erfolgen kann, die der Betroffene durch zentrale Denkanstöße aus sich selbst heraus entwickelt. Nach diesem Verständnis wird das *Primat der emotionalen Bindung* unterstrichen. Diese wesentlichen Erkenntnisse können – so die vertretene These der gesamten Arbeit – auf die Beziehungsgestaltung mit Erwachsenen übertragen werden. Veranschaulicht wird die eben erläuterte Begegnung im *ersten Schritt* der Analyse mit der Skizzierung der helfenden Beziehung in *Kapitel 1.1* in Verbindung mit anerkennungstheoretischen Implikationen nach Honneth und Ergänzungen von Ricoeur sowie der Begegnung nach Buber. Die weitere Auseinandersetzung (*Kapitel 1.2*) nähert sich einer Definition der Bindungsbeziehung im Sinne Bowlbys an. Wie Kinder zur Entfaltung ihres Explorationsdranges ihre Bindungsfigur (meist Mutter oder Vater) brauchen, so sollte auch der Sozialarbeiter dem erwachsenen Klienten eine verlässliche Basis für dessen geistig-seelische Selbstexplorationen und Verbalisierungen bieten, ihn dabei sensibel und aufmerksam begleiten.

Die zentrale Bedeutung der Erfahrungen in den ersten Lebensjahren und damit die Signifikanz der sozialen Funktion der Eltern wurde von verschiedenen Theorien in den Mittelpunkt gestellt. Erikson (vgl. 2000: 62ff.) spricht vom Ur-Vertrauen als dem Eckstein der gesunden

Persönlichkeit. Darunter versteht er die Einstellung zu sich selbst und zur Welt. Das Verständnis des Vertrauens meint ein Gefühl des Sich-Verlassen-Dürfens, sowohl bezüglich der Glaubwürdigkeit anderer als auch der Zuverlässigkeit seiner selbst. In dieser Lesart sind das Selbstvertrauen und das Vertrauen in einen anderen Menschen miteinander verbunden. Das Fundament des Ur-Vertrauens bedeutet für den Betroffenen, um die Worte Hüthers (vgl. 2001: 30) noch einmal zu Hilfe zu nehmen, dass er den Glauben nicht verloren hat, den Glauben an sich selbst, an seine eigenen Fähigkeiten, an die Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und grundlegend an die Berechenbarkeit anderer Menschen, an den Wahrheitswert von Wissen und Erkenntnis und an die Liebe. Die Verletzung des Ur-Vertrauens drückt sich im Ur-Misstrauen aus, einer radikalen Störung in ihrem Verhältnis zu den Menschen und zur Welt. In der Frühgeschichte der Persönlichkeit kann sich ein grundsätzliches Verlustgefühl einschleichen (vgl. Erikson 2000: 68). Durch eine spezifische Kette von Ereignissen, die hochsignifikant potenzierend wirken, stellt der sexuelle Missbrauch einen unmittelbaren Angriff auf das Ur-Vertrauen dar und zählt zu den tiefgreifendsten Traumata (vgl. Dirks 2008: 148; Brisch 2012a: 111).

Demnach ist der Gegenpol von Ur-Vertrauen das Ur-Misstrauen, den Gegenpol einer sicheren Bindung bildet das Bindungstrauma (vgl. Hauser 2001: 226), der „Verrat am schutzbefohlenen Kind“ (Grossmann/Grossmann 2001: 46). Bereits Heraklit wies auf die *Gegensätzlichkeit* der Welt hin und Hesse (vgl. 1997: 128) ist der Meinung, dass von jeder Wahrheit das Gegenteil ebenso wahr ist. Dieser Grundgedanke soll in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen werden. Um das zentrale Ausmaß jenes Pols zu verstehen, ist es grundlegend bedeutsam, sich auch mit dem Gegenpol auseinanderzusetzen. Der sexuelle Missbrauch wird daher noch seine besondere Bedeutung finden, ebenso wie die Dialektik von Nähe und Distanz sowie Bindung und Lösung.

Die Summe von Vertrauen hängt nicht von der Quantität an Liebe und Nahrung ab, sondern vielmehr ist die Qualität der Bindung ausschlaggebend (vgl. Erikson 2000: 72). In der psychoanalytischen Lesart wird dieses Band zur Bezugsperson im Sinne der Objektbeziehung erörtert. John Bowlby trägt der Bindung durch die Formulierung der Bindungstheorie entscheidend Rechnung. Er stellt die Bindungsentwicklung mit einer Person in den Mittelpunkt, die sich in die Innenwelt des Kindes empathisch hineinversetzt und durch Berührung, dialogischen Blickkontakt und Sprache eine Bindungsbeziehung aufbaut (vgl. Brisch 2008: 26). Seine vertretene Theorie unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von den klassischen Theorien Freuds und seiner Nachfolger. Bowlby stützt sich auf die Befunde und Konzepte der For-

schungsrichtungen der Ethologie und Kontrolltheorie, darüber hinaus auf das Gebiet der kognitiven Psychologie und der menschlichen Informationsverarbeitung (vgl. Bowlby 2006b: 11). Er stellt *Verhaltenssysteme* in den Mittelpunkt, welche eine eigene Motivation umfassen (vgl. Fonagy 2003: 14). Im weiteren Verlauf der Untersuchung richtet sich der Fokus auf die *bindungstheoretischen Implikationen nach Bowlby*, da der Rückgriff darauf besonders ertragreich ist, um Grundlagen ihrer Anwendung für die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit abzuleiten. Die Bedeutung des Ur-Vertrauens bildet dabei durchgängig eine nicht zu vernachlässigende Hintergrundfolie. Denn die Fähigkeit, Vertrauen in die eigenen Potenziale und in die Entwicklung einer gemeinsamen Lösung aufzubauen, stellt die Grundlage jeder Hoffnung in Krisensituationen dar (vgl. Hüther 2001: 30).

In seinen ersten Lebensmonaten ist der Mensch eine grundlegend hilflose Kreatur, die ohne seine Mitmenschen nicht überlebensfähig ist (vgl. Hantke/Görges 2012: 43). Der Säugling besitzt zwar eine hohe Eigenkompetenz, doch ist er per se von sozialer Zuwendung abhängig (vgl. Hellbrügge 2012: 43). Die Verhaltenssysteme sind beim ersten Erscheinen im Leben noch nicht vollkommen. Sie haben eine durchgängig primitive Form, von der aus sie einen komplizierten und umständlichen Entwicklungsprozess durchlaufen (vgl. Bowlby 2006a: 148). Bereits bei der Geburt sind alle Teile des Gehirns vorhanden. Sämtliche Nervenzellen warten darauf, miteinander verknüpft und zu Netzwerken verbunden zu werden. Interessant ist, dass nur ein kleiner Teil dessen genutzt wird, was möglich wäre. Das Gehirn ist extrem anpassungsfähig (vgl. Hantke/Görges 2012: 38f.). Das Baby stellt die Entschlüsselung der Botschaften seines Versorgers, die Erfüllung seiner Erwartungen und das Nachahmen seines Verhaltens in den Mittelpunkt – um zu überleben. Gefühle von Kälte, Hunger, Schmerzen, das Fehlen von Kontakt der Haut und das nicht geborgene Gefühl im Raum werden nach der Geburt potenziell als übermächtig empfunden. *Diese Gefühle kennen ausdrücklich keinen anderen Ausgleich als den von außen*. Mittels verlässlicher Zuwendung und Fürsorge der Bezugsperson lernt das Kind die Regulierung von Spannung, den Umgang mit dem Körper und seinen Bedürfnissen und Selbstfürsorge (vgl. ebd.: 43ff.). Im ersten Jahr entwickelt sich das Bindungsmuster, indem die Nähe der Mutter oder einer anderen konstanten Bezugsperson gesucht wird. Bei günstigen Bedingungen des sozialen Umfelds erfährt das Kind, dass es sich auf die vertraute Person verlassen kann und findet einen „sicheren Hafen“ (Bowlby) durch Entwicklung von Ur-Vertrauen. Die festgestellten Bindungsqualitäten sind dyadische Merkmale (vgl. Suess 1999: 397). Bindung wie Sprechen sind von der Evolution vorgesehen und geschehen für das Individuum unbewusst (vgl. Grossmann 2001: 48). Erst wenn über Gefühle im Rahmen von engen Beziehungen gesprochen werden kann, werden Bindungserfahrungen

bewusst und kommunizierbar. Die sprachliche Repräsentation und Integration wird zu einer bedeutsamen Voraussetzung für die Entwicklung eines sicheren inneren Arbeitsmodells (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 47f.). In Anlehnung an Mead, James und Cooley unterstreicht Krappmann (vgl. 1993: 25) ein Entwicklungsparadox, nach welchem das Subjekt ein „Selbst“ nur in der Begegnung mit anderen Menschen werden kann. Entwicklung und Sozialisation erfolgen lebenslang und implizieren demnach niemals abgeschlossene Prozesse (vgl. Rätz-Heinisch 2005: 45). Diese Erkenntnis eröffnet elementare Handlungsspielräume für die Soziale Arbeit.

In jedem Stadium seines Lebenszyklus ist der Mensch mit einem angemessenen ausbalancierten Repertoire von Instinktverhaltenssystemen ausgestattet (vgl. Bowlby 2006a: 144). Verhaltensweisen, welche die unreifen Organismen an die Erwachsenen binden (Bindungsverhaltenssystem), gehen später in Verhaltensweisen über, welche die Betreuung der Jungen durch die Erwachsenen darstellen (fürsorgliches Verhaltenssystem). Das Verhaltenssystem, das besonders charakteristisch für noch nicht ausgewachsene Individuen ist, bleibt im erwachsenen Leben weiter bestehen. Diese Jugendmuster treten dann auf, wenn Erwachsenenmuster sich als unwirksam erweisen oder wenn diese in Konfliktsituationen eine Desorganisation erfahren (vgl. ebd.: 146). Vielfach wird das Bindungssystem ganz wesentlich angesprochen bei Zuständen des Unbehagens wie Kälteempfinden, Hunger, Müdigkeit, Schmerzen, Kummer, Krankheit etc. (vgl. Höger 2005: 47). Beispielsweise kommt es vor, dass gestandene Männer während eines existenziell bedrohlichen Ereignisses im Krieg nach Ihrer „Mama“ rufen, obwohl sie kognitiv wissen, dass sie ihnen nicht helfen kann (vgl. zptn Lutz Besser). Die Belebung der primären Bindungswünsche und damit die Signifikanz von Bindungspersonen ist an dieser Stelle evident.

Die Aktivierung des unreifen Systems wird gewöhnlich als „regressiv“ bezeichnet (vgl. Bowlby 2006a: 146). Der Betroffene verfällt in einen kindlich regressiven Zustand, fühlt sich klein und abhängig, zeigt kleinkindliche Verhaltensweisen und fordert kindliche Pflege und Versorgung ein (vgl. Brisch 2012b: 272). Ein Regredieren per se als pathologisch zu betrachten wäre äußerst verkürzt verstanden, vielmehr ist es keineswegs legitimationsbedürftig. Instinktverhalten ist so organisiert, dass es zu einem voraussehbaren Ergebnis führt. Es erzielt Wirkungen, die zum Überleben des Einzelnen oder der Spezies beitragen. Spezielle Konsequenzen, die sich aus der Konstruktion des Systems ergeben, werden als Funktionen bezeichnet. Unmittelbare Ursachen sind die Faktoren, welche für die Aktivierung des Verhaltenssystems verantwortlich sind. Entscheidend ist die Unterscheidung zwischen den Ursachen und

der Funktion von Verhalten (vgl. ebd.: 128f.). Demnach kann ein Verhaltenssystem aktiviert werden, obwohl die Funktion in der aktuellen Situation nicht angemessen erscheint – das Verhaltenssystem ist nicht in funktionsgemäßer Ordnung. Ist das Bindungssystem aktiviert, wie aufgrund des beschriebenen Regredierens, erfolgt eine direkte Suche nach vertrauten Personen, die Hilfe, Schutz, Trost und Nähe gewähren und das Defizit an Sicherheit beseitigen können. In der Regel wählt der Betroffene jemanden zur Bindungsperson, der als stärker und/oder klüger erlebt wird, der ihn nicht in seinem Sosein bedroht und daher zugänglich erscheint. Hantke/Görges (vgl. 2012: 57f.) beleuchten den Menschen als soziales Wesen, das nur in der Gruppe überleben kann. Danach ist es wichtig zu erfassen, wer Schutz geben könnte und wer geschützt werden muss. „Weder kann der Einzelne komplexe Situationen in den gemeinschaftlichen Kontexten überblicken noch sind wir als Art dafür ausgestattet, alleine gegen die vielfältigen Widrigkeiten unserer Umwelt zu bestehen.“ (ebd.: 58) Das Bindungsverhalten soll in *Kapitel 2* näher beleuchtet werden.

Für die Soziale Arbeit ist dieser Zustand von besonderer Bedeutung, da sich Klienten in der Anfangsphase der Zusammenarbeit meist in einer Verfassung von Kummer, Krankheit oder Not befinden (vgl. Höger 2005: 47ff.). Die sozialarbeiterische Berücksichtigung dieser Aktivierung des Bindungssystems bildet eine zentrale Belegstelle für die methodische Auseinandersetzung mit der Bindungstheorie in der Beziehungsgestaltung. Ebenso tragen die bindungstheoretischen Aspekte in Beziehungen für den Sozialarbeiter dazu bei, die Probleme, mit denen er sich befasst, besser zu verstehen und erleichtern ihm die Aufgabe, den Ratsuchenden zu helfen (vgl. Bowlby 2006b: 20). Bindungserfahrungen und ihre internalen Repräsentationen werden auch in anderen Beziehungskontexten wirksam (vgl. Suess 1999: 398), seien es die Beziehung zum Sozialarbeiter als Beziehungsfigur oder Beziehungen zu wichtigen Personen im Sozialisationsfeld der Adressaten. *Die vorliegende Arbeit widmet sich vor allem der Analyse und Transformation der Bindungstheorie auf das Feld der Beziehungsgestaltung mit Erwachsenen über einen längeren Zeitraum. Das generelle Ziel besteht darin, die bindungstheoretische Perspektive zu entfalten und zu eruieren, wo ihre innovativen Impulse liegen. Insbesondere soll das psychosoziale Arbeitsfeld als Beispiel herangezogen werden. Die Untersuchung von handlungsmethodischen Anforderungen der bindungstheoretischen Perspektive an die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit wird zeigen, inwieweit sich die aufgestellten Hypothesen bestätigen lassen. Auf der Grundlage des in dieser Arbeit vertretenen Standpunkts sind Entscheidungen über angemessene Mittel sozialpädagogischer Intervention möglich. Die erarbeiteten Diskussionsstränge dürfen jedoch nicht in naiver Verkürzung als Pauschalrezept verstanden werden, da Entscheidungen aufgrund des nicht*

technologisierbaren beruflichen Handelns Kontingenzen unterliegen, die gleichwohl im Sinne einer Ergebnisoffenheit hoch einzuschätzen sind.

Ein bindungstheoretisch orientierter Sozialpädagoge macht seinen Klienten auf den Unterschied von vergangenen Erfahrungen und gegenwärtigem Erleben aufmerksam (vgl. Wartner 1999: 416; White 2012: 84). Pantuček (vgl. 2009: 92) bezweifelt das ausschließliche Verständnis einer gegenwärtigen Situation, wenn die verborgenen Ursprünge in der Vergangenheit aufgedeckt werden müssen. Für die Interventionsprozesse in der Sozialen Arbeit postuliert er die Veränderung der Prozesse, ohne sie verstehen zu müssen. Denn die Ansätze der Veränderung liegen in der Gegenwart. Es muss daher beachtet werden, dass „der stark im Alltagsbewusstsein verankerte psychologische Blick auf die Vergangenheit“ (ebd.: 94) den Blick auf die Komplexität der Gegenwart verstellen kann. Auch Gahleitner (vgl. 2005: 9) schließt sich dieser Sichtweise an, indem sie konstatiert, dass eine pathogenetische Sichtweise es erschwert, psychosoziale Strategien aufzufinden, die eine positive Verarbeitung unterstützen. Die Reduzierung des Fokus auf die Erfahrung in der Vergangenheit ignoriert die Überlebenskraft der Betroffenen. Ähnlich argumentiert Grossmann (vgl. 2001: 49), dass es nicht um die Rekonstruktion vergangener Wirklichkeiten geht, die sich nicht verifizieren lassen. Vielmehr steht die Veränderung des Umgangs mit gegenwärtigen und zukünftigen „wirklichen“ nahestehenden Menschen im Mittelpunkt. Pantučeks, Gahleitners und Grossmanns Thesen stehen daher im Zentrum des Erkenntnisinteresses und folgen Urban (vgl. 2005a: 83), der sich von einer wissenschaftlichen Ursachenforschung entfernt und sich in seiner Studie damit beschäftigt, ob korrigierende Erfahrungen im Sinne einer „*nachholenden Bindungsentwicklung*“ möglich sind. Kompensationen, die auf späteren Stufen des Lebenszyklus erlangt werden können, bezeichnet Erikson (vgl. 2000: 66) als „longitudinale“ Kompensationen. An Hüther anknüpfend muss untersucht werden, ob sich durch unverfälschten sprachlichen Austausch differenzierte und neuere Arbeitsmodelle gegenüber den negativen, alten Modellen durchsetzen können (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 49). Die Auseinandersetzung, wie Bindungssicherheit trotz früher negativer Bindungserfahrungen auch erst später erarbeitet werden kann, bildet für den Sozialarbeiter ein wichtiges Leitmodell.

Der sozialarbeiterische Blick auf die Bindungstheorie, wie er in der vorliegenden Arbeit grundlegend angelegt ist, führt von der klassischen Entwicklungspsychologie weg und legt das Augenmerk auf das Schicksal des „Erwachsenen Kindes“. Familiäre Beziehungen weisen eine innere Kohärenz auf (vgl. Suess 1999: 402). Für den nun nicht mehr abhängigen Erwachsenen ist die Möglichkeit höchst bedeutsam, aus dem komplizierten Konstrukt des Familien-

systems aussteigen zu können. Diese Unterbrechung der Routinen und die Destruktion der Pseudokonkretheit durch die Freilegung ungelebter Potenziale bilden auch in der lebensweltorientierten Perspektive ein zentrales Element methodischen Handelns.

Die Pilot-Studie von Urban (vgl. 2005a: 87ff.) verweist auf Potenziale, die es zu heben gilt. Eine empirische Fundierung würde zu einer methodischen Profilierung und inhaltlichen Ausrichtung unter Einschluss bindungstheoretischer Konzepte beitragen. Eine Verbesserung der Bindungsqualität bedeutet verbesserte Chancen des Betroffenen auf stabilere menschliche Beziehungen im Privat- und Berufsleben und damit verbesserte Chancen für eine *Soziale Teilhabe* (vgl. ebd.: 92).

Das Primat der helfenden Beziehung resultiert aus diesem Grundverständnis des bindungstheoretischen Ansatzes in der handlungsmethodischen Sozialen Arbeit. Der Sozialarbeiter muss sich durchgängig bewusst sein, dass die Mehrheit der Klienten von tiefen Verletzungen und Traumatisierungen in der Kindheit geprägt ist. Sie begegnen dem Leben und sich selbst mit Erwartungen und Einstellungen, die sie durch ihre Umwelt erfahren haben. „Menschen handeln lebenswelttheoretisch formuliert in der Regel auf der Grundlage ihrer Erfahrungen und Deutungsmuster, die ihnen Sicherheit spenden und die in ihren Bezugsgruppen verbreitet sind.“ (Ansen 2014b: 147) Negative Internalisierungen führen zu einer selektiven Wahrnehmung, wie beispielsweise negativen Antizipationen und erlernter Hilflosigkeit (vgl. Gahleitner 2005: 101). Es ist von grundlegender Bedeutung, dass die *Soziale Arbeit* vor einem Aufarbeitungsprozess in einer Therapie zu ihrem Einsatz kommt. Eine Therapie erfordert ausreichende *Stabilisierung*, insbesondere in Zeiten aktueller Lebenskrisen oder besonderer Anforderungen. Sollte eine begleitende Psychotherapie indiziert sein, hat sie die Aufgabe der Unterstützung und Zuarbeit zur Sozialen Arbeit, indem sie alltagsrelevante Themen und Zielsetzungen verfolgt und in den sozialpädagogischen Alltag eingebettet ist (vgl. ebd.: 102f.). Der Sozialarbeiter agiert direkt in der Lebenswelt und nicht in einem abgegrenzten therapeutischen Setting. „Seine Anwesenheit ist eine Botschaft: Ich bin DA, ich bin in deinem Alltag, in deinem Leben.“ (Pantuček 2009: 81)

Das Konzept des Bindungsverhaltens wird einer Verhaltenskategorie zugeschrieben, die eine vom Nahrungs- und Sexualverhalten unterschiedene eigene Dynamik von mindestens der gleichen Bedeutung besitzt (vgl. Bowlby 2006c: 45). Urban (vgl. 2005b: 145) vergleicht das Bindungssystem mit einem dritten angeborenen Antriebssystem, neben der Libido und dem Todestrieb nach Freud. An der entscheidenden Variablen der Bindungsfigur wird jedoch viel-

fach gezweifelt (vgl. Bowlby 2006b: 36). So wertet die Bindungstheorie, im Unterschied zu den sogenannten Abhängigkeitstheorien, das Verlangen nach Beistand und Zuwendung keineswegs als infantiles Bedürfnis. Vielmehr kennzeichnet die Bindungsfähigkeit psychisch stabile Persönlichkeiten (vgl. Bowlby 2008: 98; Bowlby 1999: 21). Zum besseren Verständnis einiger dieser Schwierigkeiten sollen in *Kapitel 3* die Grundlagen der unsicheren Bindungsstile skizziert werden. Hierbei geht es ausdrücklich nicht um eine Pathologisierung von Verhalten oder eine absolute Determinierung, vielmehr handelt es sich um eine Prägung; gewisse Grundtendenzen, wie das Sozialverhalten von frühen Bindungserfahrungen und den daraus entwickelten Bindungsmustern beeinflusst wird (vgl. Urban 2005b: 147). Die Entwicklung einer sicheren Bindung ist der „Königsweg“, um psychische Sicherheit als Ausdruck von Reife durch Verständnis, Nähe und feinfühliges Herausfordern zu erlangen (vgl. Grossmann/Grossmann 2012: 671f.). Ein *gelingenderer* Alltag ist geprägt von der Fähigkeit, Perspektiven zu entwickeln, Motive zu klären und zielkorrigiert im Einklang mit den Mitmenschen zu handeln. Der Betroffene ist in der Lage, Denken, Sprechen, Wissen und Fühlen zu integrieren. Einen sicheren vorbildhaften Bezugsrahmen bieten zweifellos die Verhaltensstrategien sicher gebundener Kinder und damit die sicheren internalen Arbeitsmodelle Erwachsener. Sie beherrschen den gesamten Bereich zwischen vertrauter Nähe und der Freiheit des Erkundens, mental als auch faktisch, wirklichkeitsorientiert und uneingeschränkt (vgl. Grossmann 2001: 49).

Die Reaktion auf zentrale Themen der Bindungstheorie wie Zurückweisung, Trennung und Verlust kommt meist in der Abfolge von Protest, Verzweiflung und Ablösung zum Ausdruck und verweist auf das Bestehen einer gefühlsmäßigen Bindung. Diese Zustände werden von einem kleinen Kind erzeugt, wenn es eine Trennung von der Bindungsfigur befürchtet oder wenn es auf lange Zeit von ihr getrennt ist (vgl. Bowlby 2006b: 19f.). Auch beim Erwachsenen sind diese Phasen zu beobachten. Das Ziel besteht immer darin, die Bindung aufrecht zu erhalten, bewusst oder unbewusst (vgl. Bowlby 2006c: 47f.). Damit der Sozialarbeiter bei einer Trennung angemessen reagieren und sich hilfreich verhalten kann, erfolgt eine Vertiefung der einzelnen Phasen in *Kapitel 4*.

Das erläuterte kohärente Rahmenmodell der Kapitel 1 bis 4 wird schließlich im *zweiten Schritt* der Transformation anhand einer exemplarischen Darstellung eines alltäglich verstandenen Falles aus der Praxis einer Ambulanten Sozialpsychiatrie (ASP) veranschaulicht. Die sozialpädagogische Fallanalyse der Klientin Beth begründet die bindungstheoretisch angelegte Auseinandersetzung mit der Beziehungsgestaltung.

Abschließend werden im *dritten Schritt* handlungsmethodische Gesichtspunkte, Hauptaufgaben des Sozialarbeiters und Anforderungen an die Beziehungsgestaltung aus bindungstheoretischer Sicht anhand des Fallbeispiels abgeleitet. Unter dem Vorzeichen der Interaktion und Kommunikation (*Kapitel 7*) erfolgt die Formulierung von neun zentralen Thesen. Eine durchgängige Selbstreflexion (*Kapitel 8*) wird betont, die in eine reflektierte Einstellung des Sozialarbeiters mündet. Daran knüpft Hartmann (vgl. 2005: 14) an, der sich gegen eine geringschätzig-e Einstellung zur Kontinuität von Beziehungen ausspricht. Für ihn kann man sich ausdrücklich nicht durch „Trennungstraining“ vor Auswirkungen von Beziehungsabbrüchen schützen, wie man Ausdauer trainiert. Dies gilt insbesondere für Betroffene, deren Lebensgeschichte geprägt ist von Trennungen und Verlusten. Während in der Gesellschaft Abhängigkeit in persönlichen Beziehungen als ein Zustand betrachtet wird, den es zu überwinden oder zu vermeiden gilt, wird der Zustand der Bindung hoch eingeschätzt (vgl. Bowlby 2006a: 222). Der Begriff der emotionalen Abhängigkeit aus der Perspektive der Bindungstheorie benötigt ein eigenes Kapitel. Die vermeintliche Abhängigkeit kann als Nebenwirkung im Sinne kontraproduktiver Auswirkung der Bindungsarbeit entstehen. Sie soll in *Kapitel 9* ihre angemessene Berücksichtigung finden. Der Versuch eines professionellen Umgangs mit dem bedeutungsschweren Thema des Abschieds wird abschließend in *Kapitel 10* untersucht. Die zentrale Bedeutung von unterstützenden Beziehungserfahrungen in der Begegnung mit professionellen Helfern wird durchgängig hervorgehoben.¹

¹ Nicht zuletzt wäre es wohl misslich, darauf angewiesen zu sein, dem von außen herantretenden Zweifel eigene Gewissheiten entgegenzusetzen. Gleichwohl darf vorab eine formelle Anmerkung und Klärung nicht unterlassen werden. Auf die im modernen Diskurs insistierende Verweiblichung aller Begrifflichkeiten soll verzichtet werden, um den Lesefluss nicht über Gebühr zu strapazieren. Ganz gemäß dem Gewohnheitsrecht handelt es sich im vorliegenden Text durchgängig um neutrale Bezeichnungen, die ausdrücklich alle Geschlechter umfassen, da ich als Sozialarbeiterin zweifellos die Errungenschaften der Emanzipation schätze. Die Umsetzung durch die jeweils voll ausgeschriebene Form männlicher und weiblicher Bezeichnungen erscheint für mich nicht sinnig. In der philosophischen Lesart der Enantiodromie, das Umschlagen der Dinge in ihr Gegenteil, führt nach Watzlawick (vgl. 1986: 225) der Versuch, die natürliche Verschiedenheit der Menschen auszugleichen, unweigerlich zu totalitären Exzessen von Ungleichheit. Gleichheit bedeutet laut Fromm (vgl. 1959: 6), dass jeder Mensch die gleiche menschliche Würde besitzt, trotz aller bestehenden Unterschiede. Sprache schafft Bewusstsein und man könnte einwenden, eine permanent hervorhebende Betonung kippt geradezu die ursprünglich quitierte Intention in das Negativ. Unter diesen Vorzeichen wird eine schlaglichtartige Angst unterstrichen, Unterschiede könnten das Prinzip der Gleichheit gefährden. Dieser Konflikt soll nicht zum Gegenstand dieser Arbeit werden.

I. Teil: Analyse theoretischer Grundlagen

Experimente zeigen eindrücklich, dass das Jungtier bei furchtauslösenden Reizen nicht etwa die Distanz zwischen sich und dem Reiz vergrößert, sondern vielmehr springt es über den furchtauslösenden Gegenstand hinweg, um sich an das Muttertier zu klammern. Es konfrontiert die Gefahr, um Schutz, Fürsorge und Unterstützung zu erhalten, auch wenn es dabei in gefährliche Nähe zum Angstreiz gerät. Daraus wird abgeleitet, dass Primaten (der Mensch gehört zur biologischen Ordnung Primates) psychische Sicherheit nur durch schützende Nähe zum vertrauten, starken Erwachsenen erreichen (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 35f.). Der helfende Beruf, dessen Tätigkeitsschwerpunkt das Wohl des Menschen ist, realisiert sich im Rahmen unmittelbarer menschlicher Beziehungen (vgl. Giesecke 2013: 67). In der weiteren Auseinandersetzung soll zunächst die helfende Beziehung (*Kapitel 1.1*) beleuchtet werden, um dann in die Bindungsbeziehung nach Bowlby zu münden (*Kapitel 1.2*). Im zweiten Abschnitt muss das Bindungsverhalten näher bestimmt werden, welches von der Bindung klar zu trennen ist. Bindungsverhalten kann sich situativ auf mehrere Personen richten, während dauerhafte Bindungen nur zu wenigen Menschen geknüpft werden (vgl. Bowlby 2008: 22). Die internalen Modelle von Selbst und Bindungspersonen sollen im dritten Abschnitt erörtert werden. Nicht zuletzt besteht der Gegenpol der Bindung in der Lösung, daher ist die zentrale Behandlung der Reaktionen auf Zurückweisung, Trennung und Verlust unerlässlich (*Kapitel 4*). Im ersten Teil der Arbeit wird mit der Skizzierung dieser Konturen eine entscheidende theoretische Grundlage vermittelt.

1 Die Beziehung als Bindungsangebot

Ansen (vgl. 2015: 1) verweist auf Taylor und betont das menschliche Grundbedürfnis, welches von der Anerkennung durch Andere gespiegelt wird. Die herausragende Bedeutung der Anerkennung ist dem Menschen anthropologisch verhaftet. Auch Buber (vgl. 2009: 312) hebt das Postulat der Anerkennung des mitmenschlichen Du hervor. In einer wirklichen Begegnung kommt es auf die Erschließung des gemeinsam zu Betrachtenden an. Erst das Du bringt uns selbst zum Bewusstsein unseres Ich, die Persönlichkeit wird durch das Du an den Tag gehoben (vgl. ebd.: 304). Dies unterstreicht die elementare Feststellung, dass der Mensch in der Vollständigkeit der Beziehung zu einem anderen Subjekt anthropologisch existent ist (vgl. ebd.: 290). Unter dem Vorzeichen der anerkennungstheoretischen Grundlagen bewegen sich zentrale, nicht abschließende Überlegungen zur helfenden Beziehung. Von hier aus erfolgt die Beleuchtung der beruflichen Beziehung als Bindungsbeziehung im Sinne Bowlbys.

1.1 Die helfende Beziehung

De Saint-Exupéry (vgl. 1956: 92ff.) schildert sehr eindrucksvoll den Aufbau einer Beziehung. Zwei zunächst Unbekannte müssen sich erst „zähmen“, sich vertraut machen. Nach diesem Sich-Bekanntmachen ist der Prozess nicht mehr rückkehrbar. Die Einzigartigkeit des Geschöpfes und die Ausschließlichkeit nach Buber (vgl. 2009: 11) treten ein – und diese liegen grundlegend bedeutsam nicht nur in der körperlichen, vermeintlichen oder echten Einmaligkeit, sondern in der Bedeutung, die das Geschöpf für ihn hat, weil es mit ihm vertraut ist. „Ich werde den Klang deines Schrittes kennen, der sich von allen andern unterscheidet.“ (De Saint-Exupéry 1956: 94) Es entwickelt sich eine unverwechselbare Verbundenheit. Aus dieser Lesart der Beziehung lässt sich ein zentrales Grundverständnis der helfenden Beziehung ableiten. Hervorgehoben werden die Verantwortung und eine einzigartige Wertschätzung nach dem Vertrautmachen.

„Jedes Individuum bedarf anderer schon zum bloßen Überleben, vor allem aber, um sich selbst zu erfahren.“ (Krappmann 1993: 25) Dieses Verständnis begründet die zentrale Relevanz der *Begegnung* in der helfenden Beziehung. Folgt man Buber (vgl. ebd.: 284), wird der Mensch in seinem personbestimmten Geist erfasst, indem er zu dem Anderen elementar in Beziehung tritt und seine dynamische Mitte wahrnimmt, die all seiner Äußerung, Haltung und Handlung das erfassbare Zeichen der Einzigkeit aufprägt. Dem Du in der Rolle des Mitmenschen wird in der Beziehungsgestaltung ein großes Gewicht eingeräumt. Der Gegenhall des Gegenübers ist für Buber (vgl. ebd.: 140) ausschlaggebend, um einer Begebenheit Bedeutung zu verleihen. Der eigene Ruf wird erst mit dem Gegenhall wirklich und unanzweifelbar. Für die Beziehung in der Sozialen Arbeit sind die Resonanz des Gegenübers und Impulse von außen für das eigene Selbstverständnis signifikant. Es wird ein Kommunikationsprozess unterstrichen, in welchem sich das Individuum mit den Augen des Anderen zu sehen vermag und erst unter diesen Vorzeichen ein Bild von sich selbst entwickelt. Feuerbach weist auf die Vermittlung des Bewusstseins der Welt entscheidend durch das Bewusstsein des Du hin (vgl. ebd.: 302).

Für Buber (vgl. ebd.: 143) spielt die Rückhaltlosigkeit in der Begegnung eine zentrale Rolle. „Denn wo Rückhaltlosigkeit zwischen Menschen, sei es auch wortlose, gewaltete hat, ist das dialogische Wort sakramental geschehen.“ (ebd.) Instruktiv für die Veranschaulichung der Komplexität einer Beziehung und der daraus folgenden unverzichtbaren Echtheit im Zwischenmenschlichen ist der Rückgriff auf sechs Figurationen, die in einem Gespräch zwischen

zwei lebenden Wesen im Spiel sind. Zunächst zählt Buber (vgl. ebd.: 279f.) die Scheingestalt auf, wie der Sozialarbeiter (S) dem Klienten (K) erscheinen möchte, und wie K beabsichtigt dem S zu erscheinen. Darauf folgt die Figuration, wie S dem K tatsächlich erscheint, welche in Ks Bild von S resultiert, das keineswegs mit dem von S gewünschten Bild übereinstimmen muss, und vice versa. Schließlich entsteht die Vorstellung, wie S und K sich selbst erscheinen und nicht zuletzt folgen der leibliche S und der leibliche K. Der Sinn des Wortes Wahrheit bedeutet für Buber im Bereich des Zwischenmenschlichen, dass Menschen sich einander mitteilen als das, was sie sind. Ganz wesentlich kommt es darauf an, dass sich zwischen den zwei Menschen per se kein Schein einschleicht. Die Gewährung der Teilnahme an seinem Sein gegenüber dem Menschen, dem er sich mitteilt, ist entscheidend. Für Buber rückt somit die Authentizität des Zwischenmenschlichen in den Mittelpunkt, denn „wo es sie nicht gibt, kann auch das Menschliche nicht authentisch sein“ (ebd.: 280). Er lässt den Begriff der Aufrichtigkeit an den Begriff der Aufrechtheit anklingen. Das Aufrechtgehen eines Menschen kann erst erfüllt werden durch die aufrecht gehende Seele, durch die hohe Aufrichtigkeit, die kein Schein mehr anfechtet, weil sie die Scheinhaftigkeit besiegt hat. Danach konstituiert sich die ontologische Sphäre eines echten Gesprächs durch die Authentizität des Seins. Jeder Einbruch des Scheins kann es versehren (vgl. ebd.: 295).

Unter diesen Vorzeichen muss ein angemessenes *Rollenverständnis* zum Tragen kommen, das die Echtheit nicht gefährdet und den Schein vermeidet. Rollenerwartungen und Bedürfnisdispositionen sind in der Regel nicht deckungsgleich. Dies fordert nach Habermas das Aushalten der Rollenambivalenz mit der nötigen Frustrationstoleranz. Weiter ist ein angemessenes Verhältnis von Rollenübernahme und Rollenentwurf in einer diffusen Situation gefragt, da Rollenerwartungen und tatsächliches Handeln in der Regel nicht übereinstimmen. Der Umgang mit Widersprüchen wird mittels der Ambiguitätstoleranz erreicht. Dies setzt ein reflektierendes Verhältnis gegenüber der Rolle voraus und betont die Rollendistanz (vgl. Habermas 1968/1973: 118ff.; zit. n. Tillmann 2010: 177ff.). Krappmann (vgl. 1993: 142ff.) ergänzt diese Grundqualifikationen des Rollenhandelns um die kognitive Fähigkeit des „role taking“, der Rollenübernahme. Sie betrifft die Rolle des Anderen, in die sich das Individuum versetzt und so dessen Reaktionen antizipiert. Es sollten auch Einstellungen wahrgenommen werden, die zunächst nicht akzeptierbar erscheinen. Im Rahmen der Alter-Ego-Beziehung wird von Ego gefordert, die Perspektive des Gegenübers zu übernehmen und sich in die Bedürfnisse, die Sichtweise und die Gefühle von Alter zu versetzen (vgl. Tillmann 2010: 176). An dieser Stelle gewinnt die „antizipatorische Empathie“ nach Germain/Gittermann (vgl. 1999: 95) besondere Bedeutung. Das Ziel besteht darin, empathisches Verstehen in vier Schritten zu realisieren.

ren: Zum ersten erfolgt der kognitive Nachvollzug des Ratsuchenden durch die Identifikation. Zweitens wird sein Erleben im Sinne der Inkorporation emotional nachvollzogen. Der dritte Schritt besteht aus einer dosierten Aktivierung eigener Erfahrungen des Sozialarbeiters im Rahmen der Reflexion. Abschließend erfolgt mithilfe einer Distanzierung die logische und objektivierende Analyse. Diese empathischen Fähigkeiten der Rollenübernahme sind unverzichtbar und bilden eine entscheidende Kompetenz, über die der Professionelle im helfenden Beruf ohne Abstriche verfügen sollte. Nicht zuletzt bestimmt eine unterschiedliche Gemengelage von Nähe und Distanz nicht nur das Profil der Rolle, sondern auch das Gefüge einer Rolle in sich (vgl. Thiersch 2012: 34).

Nach Oevermann (vgl. 1996: 111f.) spielt das Bewusstsein für die Unterscheidung der beruflichen Beziehung von diffusen Sozialbeziehungen eine zentrale Rolle. Dabei ist zu beachten, dass ein persönlicher Bezug und eine emotionale Dichte ausdrücklich mit einwirken und das Einlassen auf nur begrenzt steuerbare Beziehungen bedeutsam wird. Nach diesem Verständnis sind Überlagerungen von Elementen beider Beziehungsgefüge erforderlich. Bei der Struktur des Handelns in professionellen Beziehungen rückt eine „widersprüchliche Einheit von spezifischen und diffusen Sozialbeziehungen“ (ebd.: 148) ins Zentrum. Garbe (vgl. 1993: 30) formuliert in Verbindung mit Petzold die Fähigkeit zur „partiellen Teilnahme“. Denn gleichzeitig fehlen bei einer ausschließlich gefühlsmäßigen Beziehung die nötige Distanz, der Überblick und die Handlungsfähigkeit, um hilfreich sein zu können. Diese Betrachtung betont die Notwendigkeit der professionellen Rolle als Arbeitsgrundlage für eine professionelle Unterstützung (vgl. Ansen 2015: 16). Erst die Fähigkeit zur Distanznahme ermöglicht die handlungslogisch notwendige Einheit der Verwendung und Erzeugung von Deutungen und Erkenntnissen (vgl. Dörr/Müller 2012: 14). Die Bedeutung des „angemessenen“ Maßes von Nähe und Distanz nicht als objektiv berechenbare Kategorie, sondern vielmehr als subjektive und intersubjektive, als interpretierbare und veränderbare Größe, liegt quer zu allen Kapiteln dieser Arbeit und ist für die Bindungsarbeit unhintergebar.

Folgt man Hegel, setzt die praktische Identitätsbildung des Menschen die Erfahrung intersubjektiver Anerkennung voraus (vgl. Honneth 1994: 148). Mit der vorbehaltlosen *Anerkennung* wird die Selbstbeziehung des Ratsuchenden positiv beeinflusst. Der Rückgriff auf Honneths Studie „Kampf um Anerkennung“ ist für weiterführende Überlegungen nach befriedeten Anerkennungserfahrungen in der helfenden Beziehung besonders ertragreich. Anhand der Unterscheidung von drei Interaktionsformen macht das Medium der intersubjektiven Anerkennung die praktische Selbstbeziehung des Betroffenen auf verschiedenen Stufen erfahrbar, in deren

Licht er einen für ihn bedeutsamen Aspekt seiner Person bestätigt findet (vgl. Honneth 2011: 41).

Als erste Anerkennungsweise identifiziert Honneth (vgl. 1994: 153ff.) die emotionale Zuwendung in Form der Liebe, welche das Selbstvertrauen stärkt. Hierbei sind primär Gefühlsbindungen im Bereich der Fürsorge- und Zuneigungsbeziehungen mit Blick auf die asexuelle Herzensliebe gemeint, die im gesellschaftlichen Bewusstsein zugunsten der partnerschaftlichen Liebe überwiegend in den Hintergrund rückt. Affektive Zustimmung und Ermutigung sind für das Selbstvertrauen hochsignifikant. In einer von emotionaler Bindung, Sorge und Zuneigung geprägten Atmosphäre soll der Ratsuchende sich selbst als Individuum erfahren lernen. Ihm wird zu der Erkenntnis verholfen, dass er mit elementaren Bedürfnissen ausgestattet und gleichzeitig auf andere und deren Zuwendung angewiesen ist (vgl. ebd. 2011: 39). Winnicotts Analysen des frühkindlichen Reifungsprozesses ermöglichen bedeutsame Rückschlüsse auf die kommunikative Struktur, welche die emotionale Bindung – ganz im Sinne der vorliegenden Arbeit – zu einem besonderen Verhältnis der wechselseitigen Anerkennung macht. Der Ratsuchende gelangt zu einem Vertrauen in sich selbst, wenn er sich der Beständigkeit der helfenden Beziehung zum Sozialarbeiter sicher sein kann. Anerkennung als ein konstitutives Element der Liebe bezeichnet nach Honneth den doppelten Vorgang einer gleichzeitigen Freigabe und emotionalen Bindung. Sie meint eine durch Zuwendung begleitete und unterstützte Bejahung von Selbstständigkeit. Eine symbiotisch gespeiste Bindung entsteht durch wechselseitig gewollte Abgrenzung und schafft das Maß an individuellem Selbstvertrauen, das für die autonome Teilnahme am öffentlichen Leben unverzichtbar ist (vgl. ebd. 1994: 169ff.). Die Dialektik von Bindung und Lösung ist für die Gestaltung der Bindungsbeziehung nach Bowlby besonders relevant und wird im dritten Teil nochmals aufgegriffen. Die intersubjektive Erfahrung von Liebe verhilft zu einer Grundschicht emotionaler Sicherheit und zu Selbstvertrauen, welches ein profundes Verständnis der eigenen Bedürfnisnatur darstellt. In dieser Lesart kommt der Berücksichtigung der ersten Sphäre bei der Beziehungsgestaltung eine emotionale und sozialisatorische Leistung zu und übernimmt ebenso eine kompensatorische Funktion bei Anerkennungsverlusten und Missachtungserfahrungen aus anderen Gesellschaftssphären (vgl. ebd. 2011: 39). Der Entzug oder die Verweigerung der wechselseitigen Bejahung des Daseins stellt eine fundamentale Erniedrigung für den Betroffenen dar. Die extremen Missachtungsformen bestehen in der Misshandlung, Vergewaltigung und im sexuellen Missbrauch, welche in Kapitel 6 ihre Bedeutung finden. Sie stellen einen Grad der Demütigung dar, der tiefer als andere Formen der Missachtung höchst destruktiv in die praktische Selbstbeziehung eingreift. Das Besondere bildet nicht der rein körperliche

Schmerz, sondern das Gefühl, „dem Willen eines anderen Subjekts schutzlos bis zum sinnlichen Entzug der Wirklichkeit ausgesetzt zu sein“ (ebd. 1994: 214).

In der zweiten Sphäre analysiert Honneth (vgl. ebd.: 174ff.) das egalitär angelegte Rechtsverhältnis. Diese kognitive Achtung verleiht dem Subjekt als Träger von Rechten und Pflichten grundlegende Selbstachtung. Der ethische Wert der Anerkennung liegt im Selbstverständnis des Ratsuchenden, sich als „Rechtsträger mit moralischer Urteilskraft“ (ebd. 2011: 39) verstehen zu lernen. In der rechtlichen Anerkennung gilt jedes Subjekt unterschiedslos als Selbstzweck. Laut Kant bedeutet die Anerkennung des Menschen als Person, ihm gegenüber in der Weise zu handeln, zu der die Eigenschaften einer Person moralisch verpflichten (vgl. ebd. 1994: 182). In dieser Sphäre ist eine Abstufung sozialer Ränge nicht erlaubt. Spannungen und Konflikte entstehen dort, wo Inklusionen verweigert werden. Denn der „moralische Universalismus“ der Sphäre des Rechts soll eine Quelle der Selbstachtung für alle Gesellschaftsmitglieder darstellen (vgl. ebd. 2011: 39ff.). Im Vergleich zur ersten Sphäre tritt für Ricoeur (vgl. 2006: 246ff.) an die Stelle der Fähigkeit zum Alleinsein das Prädikat „frei“ und anstelle des Vertrauens spielt die Achtung eine signifikante Rolle. Rechtsgültigkeit und Gleichberechtigung rücken in den Mittelpunkt. Er unterteilt die subjektiven Rechte in bürgerliche Freiheitsrechte, soziale Wohlfahrtsrechte und politische Teilnahmerechte. Diese Dreiteilung bietet sich für die eingangs erwähnte Befragung der *Menschenrechte* vorzüglich an. Der Verlust der Selbstachtung infolge der verweigeren Anerkennung erhält für Ricoeur unterschiedliche affektive Färbung in Form von Gefühlen des Ausgeschlossenenseins, der Entfremdung, der Unterdrückung und der Entrechtung. Ausschlaggebend ist für ihn der tragische Widerspruch zwischen Zuerkennung von gleichen Rechten und der ungleichen Verteilung von Gütern in der Gesellschaft. Es muss für alle Mitglieder der Gesellschaft grundlegend ermöglicht werden, sich im Spiegel der ihnen zuerkannten Freiheits-, Teilhabe- und Teilnahmerechte einer Selbstachtung zu erfreuen (vgl. Honneth 2011: 42). Der Sozialarbeiter steht vor der Aufgabe, für die von der Rechtssphäre quittierte qualitative Ausweitung der Geltung des egalisierenden Gleichheitsversprechens zu sorgen und Ratsuchende bei der Durchsetzung ihrer Rechte zu unterstützen. Nach diesem Verständnis wird nicht nur die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen erreicht, sondern die Selbstachtung Ratsuchender entscheidend gefördert.

Nicht zuletzt spielt die soziale Wertschätzung eine wichtige Rolle (vgl. Honneth 1994: 196ff.). Diese kommt in der Würdigung von individuellen Leistungen zum Ausdruck und fördert die Selbstschätzung (Selbstwertgefühl) der Betroffenen. Die wechselseitige Anerkennung geht über die Anerkennung der Gleichberechtigung unter freien Subjekten hinaus.

Durchgängig hervorgehoben werden ein gemeinsamer Werthorizont und die axiologische Mannigfaltigkeit. Das Schaffen einer gemeinsamen Menschlichkeit in Form der Solidarität ist elementar bedeutsam. Ricoeur (vgl. 2006: 253ff.) stellt zentrale Fragen des normativen Anspruchs, der Konfliktformen mit der Vermittlung der Wertschätzung jenseits der Rechtsbeziehungen, und die der Form wechselseitiger Anerkennung entsprechenden persönlichen Fähigkeiten in den Raum. In diesem Zusammenhang identifiziert Honneth (vgl. 2011: 40) mit dem Leistungsprinzip, das die individuellen, besonderen Talente und Merkmale eines Menschen in den Mittelpunkt stellt, eine normative Rechtfertigungsgrundlage für soziale Ungleichheit. Die Anerkennungssphäre ist einem dauerhaften Konflikt um die Interpretation von Beiträgen, für die Achtung eingefordert wird, und um die Auslegung des Leistungsprinzips unterworfen, auch aufgrund der ungleichen Chancen auf Zugang zum Bildungssystem. Resultieren aus diesem Prinzip unterschiedliche Lebenschancen, verstößt die soziale Ungleichheit gegen die *soziale Gerechtigkeit* (vgl. Ansen 1998: 66). Die Möglichkeit, den aus der Anerkennung hervorgehenden Persönlichkeitsaspekt im Sinne einer wertvollen Person zu fördern, rückt damit ins Zentrum. Honneth (vgl. 1994: 208ff.) begreift Solidarität als ein Interaktionsverhältnis, in dem wechselseitige Anteilnahme der Subjekte an ihren unterschiedlichen Lebenswegen wesentlich ist, weil sie sich untereinander auf symmetrische Weise wertschätzen und sich reziprok im Lichte von Werten betrachten, welche die Eigenschaften des Anderen als bedeutsam erscheinen lassen. Die soziale Wertschätzung vermittelt die Erfahrung, Fähigkeiten zu besitzen oder Leistungen zu erbringen, die nicht mit Anderen unterschiedslos geteilt und die von der Gesellschaft als wertvoll anerkannt werden. Eine Missachtung der sozialen Wertschätzung drückt sich in der Entwürdigung und Beleidigung aus. Mit Blick auf aktuelle Tendenzen erscheint in der Sphäre des wirtschaftlichen Handelns ausreichend Raum für die Gewinnung individueller Selbstschätzung nebulös (vgl. ebd. 2011: 43). Es herrscht eine Uminterpretation des Leistungsprinzips vor, nach welcher nicht mehr Fähigkeiten und tatsächlicher Aufwand, sondern lediglich noch die faktische Einkommenshöhe und der monetäre Berufserfolg honoriert werden (vgl. ebd.: 45). Nach diesem Verständnis ist eine Unterstützung in der helfenden Beziehung umso wichtiger, in der Ratsuchende ihren Selbstwert erleben, indem beispielsweise individuelle Fortschritte und kleine Erfolge wertgeschätzt werden.

Zusammenfassend fordert ein anerkennungstheoretischer Umgang mit Menschen dazu auf, sich hilfreich und unterstützend zu verhalten. Für Ricoeur (vgl. 2006: 306) bringen die Erfahrungen tatsächlicher Anerkennung dem Kampf um Anerkennung die Gewissheit, „dass seine Motivation, die ihn vom Machthunger unterscheidet und vor der Faszination der Gewalt schützt, weder Schein noch eitel ist“. Eine unter dem Vorzeichen der Anerkennung erfolgte

helfende Beziehung trägt zu einer positiven praktischen Selbstbeziehung des Ratsuchenden bei und befähigt ihn, sich als bedürftige, vernünftige und wertvolle Person zu begreifen. Die Soziale Arbeit ist gefordert, die Betroffenen dabei zu unterstützen, über Teilnahmekanäle an allen drei Sphären der Anerkennung zu verfügen und somit Selbstachtung aus der Partizipation am gesellschaftlichen Leben zu schöpfen. In den Mittelpunkt rücken die fürsorgende Wertschätzung der unantastbaren, leiblichen Integrität eines jeden Menschen, die Achtung als Vernunftsperson mit moralischen Kapazitäten und die Anerkennung sozial wertvoller Eigenschaften und Fähigkeiten (vgl. Honneth 2011: 40ff.). Bubers Überlegungen sind für eine angemessene Haltung, eine befürwortende Wahrnehmung des Gegenübers und eine wohlwollende Zuwendung, die auf unverbrüchlicher Aufrichtigkeit basieren, weiterführend. Überdies wird unter Berücksichtigung seiner Anregungen jegliche Form eines verdinglichenden Umgangs vermieden. An diesen zentralen Grundlagen der helfenden Beziehung müssen sich die nachfolgenden Erweiterungen zur Bindungsbeziehung messen lassen.

1.2 Bindungsbeziehung im Sinne Bowlbys

Bindungserfahrungen werden auch dann wirksam, wenn sie nicht direkt angesprochen oder bewusst gemacht werden. Diese Einsicht ist für das sozialarbeiterische Setting besonders relevant. Ratsuchende rezipieren die Mitteilungen des Sozialarbeiters auf der Grundlage ihrer bisherigen Erfahrungen und ihres vorhandenen Wissens (vgl. Ansen 2006: 12). Vielfach prägen die frühen Bindungen zu den Eltern und anderen wichtigen Personen die späteren zwischenmenschlichen Beziehungen der Betroffenen im hohen Ausmaß (vgl. Minde 1999: 373; Sautter 2009: 47).

Die Bindungstheorie spricht frühkindlichen Interaktionserfahrungen eine exponierte Rolle bei der Herausbildung von Strukturen zu. Diese Strukturen dienen der Einschätzung von Bindungen in sozialen Beziehungen und des eigenen Selbst (vgl. Suess 1999: 397ff.). Zweifellos ist das Verständnis des Prozesses, wie Beziehungen internalisiert werden und wie sich Beziehungen gegenseitig beeinflussen, bedeutsam. Im Rahmen des Sozialisationsprozesses ist der Sozialarbeiter bei der Unterstützung des Ratsuchenden gefordert, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden, wieder in die Gesellschaft zurückzukehren, oder erworbene gesellschaftliche Positionen zu sichern (vgl. Ansen 2006: 28). Diese Bereiche des alltäglichen Lebens sind für die Soziale Teilhabe grundlegend. Es besteht ein Paradoxon, dass Beziehungsqualitäten nicht auf Charakteristiken des Einzelnen reduziert werden können, gleichwohl die Individuen die einzigen physisch existierenden Entitäten sind und sie allein Motive, Zweckmäßigkeit und

Intentionen haben können, somit die Überträger von Beziehungsqualitäten sind (vgl. Suess 1999: 397ff.). Von Villers spricht in diesem Zusammenhang bereits 1877 von dem „Zwischenmenschen“. „Ich bin es nicht, auch du nicht, aber zwischen uns entsteht einer, der mir Du heißt, dem Andern ich bin.“ (zit. n. Buber 2009: 298)

Die Bindungsbeziehung stellt eine emotionale Beziehung dar, in welcher eine bestimmte Person eine hoch emotionale Bedeutung für den Betroffenen einnimmt. Er strebt die Nähe zu dieser Person an und wenn er Sicherheit und Trost daraus schöpft, wird die emotionale Beziehung zu einer Bindungsbeziehung. In der Regel sind Bindungsbeziehungen asymmetrisch (vgl. Fonagy 2003: 16). Auch im Sinne Bowlbys bestehen Unterschiede zwischen einer naturwüchsigen und einer beruflichen Bindungsbeziehung, welche er im Ausschluss von sexuellen Kontakten und grundlegend in der Rollenverteilung sieht. So ist beispielsweise die Rollenverteilung zwischen dem Hilfesuchenden und der Bindungsperson, die als „sichere Basis“ dient und einen Rückhalt darstellt, nicht umkehrbar. Der Ratsuchende führt seine Explorationen durch, während er sich auf den Sozialarbeiter als „sicheren Hafen“ verlassen kann, weil er einen Zugang bei psychischer Verunsicherung gewährleistet (vgl. Eckert 2008: 341; Grossmann/Grossmann 2012: 57). An dieser Stelle ist hervorzuheben, dass eine so verstandene Berufsrolle unter dem Vorzeichen des Rollenstatus Macht verleiht. Ausdrücklich gefordert ist hier ein hohes Maß an Reflexion (vgl. Ansen 2013: 6). Die hohe Sensibilität, Hypervigilanz und emotionale Vulnerabilität der Klienten ist potenziell verknüpft mit traumatischen Erfahrungen durch missbrauchende oder misshandelnde Bindungspersonen (vgl. Buchheim 2008: 256). Unter diesen Bedingungen haben Ratsuchende in ihrer Kindheit erfahren, dass sich Erwachsene den Kindern überlegen glauben. Als Kind waren sie von Erwachsenen abhängig, die sie mit Nahrung versorgten und ihnen ein Dach über dem Kopf boten. Sie wurden durch Gewalt dazu gebracht, sich hilflos zu fühlen, was die Erwachsenen wiederum dazu brachte, ihre Machtposition zu missbrauchen. Nicht selten hatten sie es mit Bindungspersonen zu tun, die ihre Autorität auf das „Schändlichste“ missbrauchten (vgl. Maguire 2007: 189f.). Die Un-erlässlichkeit einer sensiblen Kooperation auf Augenhöhe ist daher unverkennbar.

Die Bindungsbeziehung ist zusammenfassend durch vier Kriterien gekennzeichnet: Zum ersten fungiert der professionelle Begleiter als sichere Basis für die Exploration. Das Explorationssystem erfüllt die Funktion der mittelbaren Existenzsicherung, während das Bindungssystem der unmittelbaren Existenzsicherung entscheidend Rechnung trägt (vgl. Höger 2005: 47). Ein zweites Kriterium besteht somit aus der Nutzung des Anderen als sicheren Hafen und schützende Zuflucht in Zeiten von Belastung. Bedeutsam ist drittens die Nutzung des Anderen

als Ziel für die Aufrechterhaltung von Nähe. Schließlich bildet das vierte Kriterium das Ausmaß an Protest und Stress, das im Fall einer Trennung und eines Verlusts erlebt wird (vgl. Eckert 2008: 340f.). Die Bindungspartner sind ohne emotionale Stressreaktion nicht mehr beliebig austauschbar, weil die Erfahrungen miteinander fester Bestandteil ihrer Bindungsgefühle sind (vgl. Grossmann/Grossmann 2012: 42). Das letzte Prinzip wird in Kapitel 4 weiter vertieft. Zunächst ist es lohnend, der Erörterung des Bindungsverhaltens nachzugehen.

2 Das Bindungsverhalten

In den 30er Jahren untersuchte René Spitz das Verhalten von Säuglingen und Kleinkindern in Waisenhäusern. In seinen „revolutionären Studien“ (Brisch 2009: 82f.) definierte er das Deprivationssyndrom, das er bei Kindern feststellte, die ohne feste Bezugsperson aufwuchsen und damit unter einer unzureichenden mütterlichen Stimulation litten (vgl. Hellbrügge 2012: 39). Nach diesem Verständnis erkennen die Säuglinge die Fruchtlosigkeit ihrer Äußerungen. Eine völlige Widerstandslosigkeit gegen infektiöse Schäden tritt ein. Das Kind stirbt an der Infektion, obwohl diese keinesfalls tödlich ist (vgl. ebd.: 41). Von herausgehobener Bedeutung ist die Einsicht, dass der Entzug von Zuwendung im schlimmsten Fall zum Tod führen kann, auch wenn die Befriedigung aller körperlichen Bedürfnisse sichergestellt ist. Der hohe Stellenwert affektiver Bindung für die frühkindliche Entwicklung ist an dieser Stelle evident und unterstreicht das Postulat der emotionalen Bindung im Transfer zum Erwachsenen.

Das *Bindungsverhalten* wird in Stress- und Angstsituationen durch das *Furchtsystem* aktiviert (vgl. Fonagy 2003: 15). Zur Beruhigung genügen bei geringfügigen Anlässen einige besänftigende Worte, bei stärkerer Beunruhigung sucht das Kind den Körperkontakt, eine längere tröstende Umarmung wird notwendig bei großer Angst und intensivem Kummer. Altersunabhängige Gefühle der Betroffenen, die an das Bindungsverhalten gekoppelt sind, spielen eine signifikante Rolle. So haben Trennungen Gefühle von Niedergeschlagenheit und Kummer zur Folge, Gefährdungen lösen Angst, Eifersucht und Wut aus und schließlich vermitteln positive Gefühle Sicherheit und Lebensfreude (vgl. Bowlby 2008: 4f.). Das Ziel von Bindungsverhalten besteht darin, bestimmte Grade von Kommunikation mit der Bindungsfigur oder Nähe zu ihr aufrechtzuerhalten (vgl. ebd. 2006c: 45f.). Daraus resultiert ein starkes Kontaktbedürfnis gegenüber bestimmten Personen, welches durch spezifische Faktoren gesteuert wird (vgl. ebd. 2008: 22). „Keine Verhaltensweise wird von stärkeren Gefühlen begleitet als das Bindungsverhalten.“ (Bowlby 1975: 199) Die Bindung stellt ein weitgehend stabiles, situationsunabhängiges und dauerhaftes Merkmal des Bindungssuchenden dar (vgl. ebd. 2008: 22). Die

Bindungstheorie postuliert „ein universelles Bedürfnis des Menschen nach engen affektiven Bindungen“ (Fonagy et al. 2002: 45).

Das *Explorationssystem* ist ein in seiner Struktur analoges Verhaltenssystem zum Bindungssystem und steht zu ihm in einer komplementären Beziehung. Bei Wohlbefinden wird es von der Neugier und der Suche nach Neuartigem gesteuert. Das Individuum erkundet seine Welt und seine Möglichkeiten, sich mit ihr effizient auseinanderzusetzen und steigert dadurch seine Kompetenzen. Im Vergleich dazu steht das Bindungssystem für die Herstellung hinreichender Sicherheit vorrangig im Mittelpunkt, indem das Individuum bei vertrauten Artgenossen Schutz und Unterstützung sucht (vgl. Höger 2005: 47). Ainsworth unterstreicht, dass nur ein angstfreies und gesundes Kind sich sicher genug fühlt, neue Dinge zu verstehen und zu entdecken (vgl. Bretherton 2001: 53). Auch für Erwachsene lässt sich daraus ableiten, dass sie optimal in der Lage sind, sich mit voller Aufmerksamkeit ihrer Lebenswelt zu widmen, insofern sie sich sicher fühlen, dass sie sich auf die Unterstützung einer vertrauenswürdigen Bindungsperson verlassen können, wenn sie Hilfe, Beruhigung oder Schutz brauchen.

Bindungsverhalten führt zur Herausbildung gefühlsmäßiger Bindungen zwischen zwei Menschen, ursprünglich zwischen Kind und Elternteil. Die dadurch erzeugten Bindungen und Verhaltensformen bleiben während des gesamten Lebenszyklus aktiv und anwesend. Das *fürsorgliche Verhaltenssystem*, welches eine komplementäre Funktion zum Bindungsverhalten erfüllt, kommt im Pflegeverhalten zum Ausdruck. Dieses wird nicht nur vom Erwachsenen gegenüber einem Kind gezeigt, sondern auch von Erwachsenen gegenüber anderen Erwachsenen, vor allem in Zeiten von Stress, Krankheit und Alter (vgl. Bowlby 2006c: 46).

Überdies wird die emotionale Bedeutsamkeit einer Bindung dadurch unverkennbar, dass sich das Bindungsverhalten des Kindes auch an ein lebloses „Trösterobjekt“ (Bowlby 1975: 285) richten kann. Wenn das natürliche Objekt des Bindungsverhaltens nicht vorhanden ist, richtet sich das Verhalten auf ein Ersatzobjekt. Trotz der Leblosigkeit kann dieses die Rolle einer wichtigen Bindungsfigur einnehmen. Der hoch affektiv besetzte Gegenstand wird besonders dann notwendig, wenn das Kind müde, bekümmert oder krank ist (vgl. ebd.: 287). Winnicott spricht in diesem Zusammenhang von einem Übergangsobjekt, das als Vermittlungsglied zwischen dem primären Erlebnis des Verschmolzenseins und der Erfahrung des Getrenntseins fungiert. Indem Qualitäten der primären Bindungsperson auf das Objekt übertragen werden, entfaltet sich eine elementare Fähigkeit zum Alleinsein (vgl. Honneth 1994: 166).

Das Bindungsverhaltenssystem kann chronisch aktiviert sein, wenn die Angst entsteht, dass die primäre Bezugsperson nicht verfügbar ist. Der Betroffene entwickelt eine unbewusste Strategie durch Zurückstecken seiner Erkundungslust und Neugier zugunsten des übersteigerten Bindungsverhaltens (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 40). Für das Überleben des Kindes ist es von essenzieller Bedeutung, eine aufmerksame und responsive Bezugsperson zu haben, an die es sich im Notfall wenden kann. Das Bindungssystem wird daher so konstruiert sein, dass es am effektivsten in Interaktionen mit der Person arbeitet, die nach Meinung des Kindes effektiv und prompt auf seine Signale reagieren wird. Ohne Frage ist es nicht verwunderlich, dass das Misslingen oder Fehlen einer Reaktion der Bezugsperson, aufgrund physischer Abwesenheit oder des Unvermögens, angemessen zu reagieren, immer einen hohen Grad an Stressbelastung in seiner dramatischen Ausformung bedeutet und es zu traumatischen Erfahrungen kommen kann (vgl. Bowlby 1999: 22f.).

Das Bindungssystem hängt mit dem Prozess der repräsentationalen Vernetzung und der Entwicklungserrungenschaft, auf das Verhalten eines anderen Menschen und auf die eigene Vorstellung von dessen Verhalten reagieren zu können, zusammen. Ähnlich wie Erikson beim Ur-Vertrauen und Selbstvertrauen gehen Crittenden und Sroufe davon aus, dass die Selbstentwicklung gleichbedeutend ist mit Erfahrungen des Selbst in Beziehungen, da das Selbst nur im Kontext des Anderen existiert (vgl. Fonagy et al. 2002: 45ff.). In der Reaktion der Bindungsfigur findet das Kind, das seinen Distress zu bewältigen versucht, eine Repräsentation seines eigenen mentalen Zustands. Diese kann es internalisieren und als Teil einer Affektregulierungsstrategie höherer Ordnung verwenden (vgl. ebd.: 50f.). Wenn die Bezugsperson die Signale des Säuglings versteht und beantwortet, entwickelt sich ein dyadisches Regulationssystem. Die Bindungsfigur ist da, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese frühen Erfahrungen werden zu repräsentationalen inneren Systemen zusammengefasst. Wie bereits erwähnt, vertritt Bowlby die Auffassung, dass innere Arbeitsmodelle des Selbst und anderer Personen zu Prototypen für alle späteren Beziehungen werden. „Große Langzeitstudien weisen eine Korrespondenz von 68 – 75% zwischen Bindungsklassifizierungen in der frühen Kindheit und Klassifizierungen im Erwachsenenalter nach.“ (ebd.: 48)

Das innere Arbeitsmodell impliziert, dass ein Individuum seine Repräsentationen mental ablaufen lassen kann, um konkrete Pläne und Vorhersagen auszuarbeiten. Denn Arbeitsmodelle haben eine „Beziehungsstruktur“, die den erlebten Zusammenhängen in der Umwelt analog ist. Das innere Arbeitsmodell entwickelt sich aus wiederholten Interaktionsmustern und bildet die Vorstellung von der Bezugsperson ab, die sich ein Kind aufgrund seiner praktischen

Erfahrungen macht (vgl. Bretherton 2001: 52ff.). Die Qualität dieser Beziehungen wird als „sicher“ oder „unsicher“ eingestuft. Die weitere Auseinandersetzung orientiert sich an diesem Verständnis und betrachtet die Modelle der unsicheren Bindungen näher.

3 Unsichere Bindungen

Zusammen mit Mary Ainsworth erforschte der englische Psychoanalytiker und Kinderpsychiater John Bowlby in den 50er Jahren, ob das Bindungsverhalten von Kleinkindern in der Bindungsfähigkeit der Erwachsenen zum Ausdruck kommt. Aus der unsicheren Bindung ergibt sich ein Repräsentationssystem, bei dem nicht mit einem Entgegenkommen der Bezugsperson gerechnet wird. Es müssen Strategien entwickelt werden, um der wahrgenommenen Unempfänglichkeit auszuweichen (vgl. Fonagy 2003: 18). Ausschlaggebend ist danach, wie die Fürsorgperson in Interaktion mit dem Säugling tritt, wobei nach Bowlby (vgl. 1975: 292) der visuelle Kontakt eine besondere Rolle spielt. Der Säugling bindet sich nicht an Personen, die sich nur um seine körperlichen Bedürfnisse kümmern. Die Bindungsfigur kann dem Näheverhalten möglichst gut entsprechen (sichere Bindung), für das Kind unvorhersagbar und inkonsistent auf den Wunsch nach Nähe reagieren (unsicher-ambivalente Bindung), das Nähe-Suchen meist zurückweisen (unsicher-vermeidende Bindung) (vgl. Fremmer-Bombik 1999: 111), oder mit ängstlichem oder beängstigendem Fürsorgeverhalten reagieren (desorganisierte Bindung). Das Kind findet keine Lösung für das Paradox, dass es sich vor der Bindungsfigur fürchtet, an die es sich bei Kummer tröstlich wenden möchte (vgl. Fonagy 2003: 45).

Bereits in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres können Kinder ihre Interaktionsrepräsentationen auf einfache Bindungspläne einsetzen (vgl. Bretherton 2001: 56). Gegen Ende des ersten Lebensjahres werden nach Ainsworth die vier genannten Muster/Arbeitsmodelle/Repräsentationen identifiziert, welche ein Leben lang bestehen bleiben und durchgängig zur Stabilität neigen. In der Kindheit können diese meist nur durch andere konkrete Erfahrungen verändert werden. Einmal organisierte Modelle tendieren dazu, auch unbewusst zu wirken und dramatischen Veränderungen zu widerstehen. Gleichwohl ist eine Neustrukturierung ausdrücklich möglich, da es sich um aktive Konstruktionen handelt und nicht um passive Introjektionen (vgl. Fremmer-Bombik 1999: 110f.). Wird die kognitive Stufe der formalen Operation erreicht, ist der Ratsuchende wesentlich in der Lage, über Gedanken zu reflektieren, demnach aus dem Bindungssystem gedanklich herauszutreten und seine Funktionsweise von außen zu betrachten. Grossmann/Grossmann (vgl. 2001: 51) postulieren, dass er die entschei-

dende geistige Freiheit besitzt, negative Erfahrungen neu zu bewerten und in die Lebensgeschichte zu integrieren.

Ein sicheres Arbeitsmodell entsteht im Geist des Vertrauens auf die Verfügbarkeit und Erreichbarkeit einer „beschützenden, aber auch autonomieunterstützenden Bindungsfigur“ (Bretherton 2001: 52). Dieses Bindungsmuster geht mit gesunder Entwicklung einher und wird an dieser Stelle im Interesse der Konzentration auf die unsicheren Bindungen vernachlässigt. Einem sicher gebundenen Menschen sind sowohl Autonomie wie auch Bindung vertraut (vgl. Sautter 2009: 48). Er kann Anderen gefühlsmäßig nahe sein und weiß über die gegenseitige Abhängigkeit in menschlichen Beziehungen. Folgt man Riemann (vgl. 2009: 244), kann ein sicher gebundener Mensch die Angst vor der Hingabe verarbeiten und sich in liebendem Vertrauen seinen Mitmenschen öffnen. Er lebt seine Individualität in freier, souveräner Weise, ohne die Angst, aus schützenden Geborgenheiten zu fallen.

Der Bindungsstil stellt eine Prägung dar und impliziert ausdrücklich nicht eine Störung. Potenzielle Problemmuster können bei Menschen mit unsicheren Bindungsstilen entstehen. Es wurde eine Häufigkeit von „Persönlichkeitsstörungen“ bei Menschen beobachtet, die vor allem diese Bindungsmuster gelernt haben (Sautter 2009: 49). Eine direkte Kausalität lässt sich allerdings nicht beweisen. Im Folgenden soll ein begrenzter Ausschnitt der unsicheren Bindungsmuster, nämlich die unsicher-ambivalente, die unsicher-vermeidende und die desorganisierte Bindung aufgezeigt werden.

3.1 Unsicher-ambivalente Bindung

Im Geist der Unsicherheit, ob die Eltern verfügbar, hilfsbereit und responsiv sind, neigt das Kind zu Trennungsangst, klammert sich oft an und ist ängstlich in der Erkundung der Umwelt. Dieses Muster entwickelt sich, wenn die Eltern in bestimmten Situationen zugänglich sind, in anderen aber nicht (vgl. Bowlby 1999: 25). Daraus resultiert eine Verstärkung der Forderungen nach Zuwendung und Aufmerksamkeit durch das Kind, denn es hofft noch immer auf Fürsorge und Liebe und hat tiefe Angst davor, verlassen oder vernachlässigt zu werden. Es weigert sich, allein zu bleiben und protestiert zornig (vgl. Bowlby 2006c: 209). Das Kind verzweifelt bei einer Trennung von der Bindungsfigur. Das Wechselbad der Gefühle hat zur Folge, dass es sich der Liebe seiner Eltern nie ganz sicher ist. Gleichzeitig verspürt es Wut, weil es solchen Empfindungen ausgesetzt wird (vgl. Sautter 2009: 48). Kinder mit einer ambivalenten Bindungsstrategie haben eine hochgradig niedrige Schwelle, bei der Bindungs-

verhalten ausgelöst wird. Vielfach wirkt das Verhalten befremdend und übertrieben. Schließlich leben sie permanent in der Angst, die Bindungsperson zu verlieren (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 41).

Sekundäre Strategien entstehen, wenn das Kind durch mangelnde Feinfühligkeit der Bezugsperson dazu gezwungen wird, seine primäre Verhaltensstrategie (welche gekennzeichnet ist durch die biologisch angelegte unmittelbare Suche nach Nähe und Schutz) zu modifizieren und an die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Bezugsperson zu adaptieren. Folglich führt eine unvorhersehbare und inkonsistente Zuwendung der Bindungsfigur zu einer ständigen „Alarmbereitschaft“. Die Abhängigkeit des Kindes erhöht sich und gleichzeitig besteht eine Hyperaktivierung des Bindungssystems mit einem daraus resultierenden ängstlich-ambivalenten Bindungsmuster (vgl. Daudert 2001: 21). In einer Untersuchung macht Sears die Feststellung, dass ein Kind umso abhängiger ist, je ärgerlicher oder ungeduldiger eine Mutter reagiert, wenn das Kind sich an sie klammert oder nach ihrer Aufmerksamkeit verlangt. Eine weitere Korrelation stellten die Forscher zwischen hochgradiger Abhängigkeit und Eltern fest, die Liebesentzug sowie Androhung des Verlassens als disziplinäre Maßnahme einsetzen (vgl. Bowlby 2006b: 230).

Die innere Einstellung, die unsicher-ambivalent gebundene Kinder in eine fremde Situation mitbringen, macht sie unruhig und aktiviert ihr Bindungssystem aufgrund der fremden Person und Umgebung. Die durch frühere Erfahrungen internalisierten Erwartungen an die Bindungsfigur lassen das Kind die Nähe der Bindungsfigur schon vor der Trennung suchen. Das Erkundungsverhalten ist stark eingeschränkt. In seinen Erwartungen wird das Kind spätestens bestärkt, wenn die Bindungsperson den Raum verlässt. Die Trennung wirkt sich in hohem Maße belastend aus. Kehrt die Bindungsfigur zurück, verhält es sich widersprüchlich, einerseits sucht es die Nähe, andererseits ist es ärgerlich und wütend (vgl. Fremmer-Bombik 1999: 112ff.).

„Die schlechte Berechenbarkeit der Reaktionen der Bindungsfigur läßt das Kind lange unreif erscheinen. Mit sechs Jahren wirkt es noch sehr anhänglich und kleinkindhaft. Das Arbeitsmodell gibt dem Kind keine Zuversicht in die Voraussagbarkeit und Verfügbarkeit der Bindungsfigur, so daß eine einstündige Trennung bereits eine starke Bedrohung für das Kind bedeuten kann.“ (ebd.: 115)

Inkonsistenz und/oder Vernachlässigung elterlichen Verhaltens zeichnen sich durch wiederholte Enttäuschung einmal aufgebauter kindlicher Erwartungen aus und haben Frustration zur Folge (vgl. Magai 1999: 143). Weiterführend ist die Beschreibung des Ausmaßes nach Kuipster: „Es ist eine Eigenart unserer psychischen Organisation, daß wir auf jede Frustration, jede

Enttäuschung, wodurch auch immer verursacht, mit einem bestimmten Maß an Wut reagieren. Diese Wut ist nicht proportional der Enttäuschung, ihre Kurve ist steiler.“ (Kuiper 2000: 223) In Anlehnung an Magai spielt der Ärger mit Blick auf die Persönlichkeitsorganisation bei unsicheren Bindungsmustern eine besondere Rolle (vgl. Daudert 2001: 24).

Das unsicher-ambivalente Bindungsmodell eines Erwachsenen ist belastet durch Verstricktheit in frühere Beziehungen. Ihm fällt die Abnabelung der Ursprungsfamilie schwer und er klammert sich seinem Kindheitsmuster gemäß verzweifelt an neue Bindungspersonen. Die große Sehnsucht nach einer engen Beziehung wird selten erfüllt, sei es aufgrund der Angst vor der Nähe aufseiten des Partners oder des eigenen Misstrauens der angebotenen Nähe (vgl. Sautter 2009: 48f.). Die Betroffenen sind widersprüchlich, wenig objektiv und verwirrt, wenn sie über ihre Beziehungen und deren Einflüsse Auskunft geben. Nicht selten sind sie sich der Inkohärenzen nicht bewusst (vgl. Fremmer-Brombik 1999: 115).

In Studien wurde das Auslösen unterschiedlicher Reaktionen bei den Erzieherinnen in den Mittelpunkt gestellt. Im Kontakt mit Kindern unsicher-ambivalenten Bindungshintergrunds war das Gefühl federführend, kein Entgegenkommen erwarten zu können und viel Kontrolle ausüben zu müssen. In diesem Zusammenhang wurde ein erstaunlich hohes Engagement und „Bemuttern“ der Erzieherinnen festgestellt (vgl. Suess 1999: 399). Ausschlaggebend bei der Qualität einer Beziehung sind immer die Bindungsstile beider Partner. Erfolgt eine Ausbeutung in der Beziehung, so nehmen unsicher-ambivalent gebundene Kinder in der Regel die Opferrolle ein, da sie wiederholt den Kontakt suchen. In anderen Situationen wird bei den Kindern viel Umsorgen und Umhegen beobachtet (vgl. ebd.: 400). Der Sozialarbeiter kann einen förderlichen Kontakt herstellen, indem er in sich selbst hineinhört und seine gefühlsmäßigen Reaktionen auf den Ratsuchenden überprüft. Das Erkennen von Gefühlen, die ihn dazu verleiten könnten, den Betroffenen abzulehnen und zurückzuweisen, beispielsweise weil er ihn als „Klette“ erlebt, bildet einen entscheidenden Schritt in Richtung Gestaltung einer förderlichen Beziehung (vgl. ebd.: 405).

Für die Betroffenen ist ein empathischer Umgang eine teilweise neue Erfahrung. In dieser Lesart kann der professionelle Begleiter den Klienten in Form einer Nachsozialisation darin unterstützen, auf vielfältige Weise aktiv an seiner seelischen Entwicklung zu werden. Die Fähigkeit zur Empathie ist an dieser Stelle höchst bedeutsam. „Einen Zugang zu Ratsuchenden zu finden setzt ein empathisches Vorgehen voraus, in dem Berater/-innen sich in die Position der Ratsuchenden versetzen und ihre Wahrnehmungen zurückspiegeln.“ (Ansen 2013: 7)

Unter diesen Vorzeichen ist die Chance entscheidend, frühe Muster von dysfunktionaler Kommunikation abmildern zu können. Der Sozialarbeiter bietet unterschiedliche Möglichkeiten für Bindungserfahrungen sowie unterschiedliche Modelle dafür, wie man Gefühle ausdrücken und verstehen kann.

3.2 Unsicher-vermeidende Bindung

Die Erfahrungen des Kindes basieren in der Regel auf „kontingenten Handlungsfolgen“ (Foppa 1999: 148). Um die Wahrscheinlichkeit für schmerzhaftes Zurückweisung zu verringern, entwickeln unsicher-vermeidend gebundene Kinder die Strategie der Vermeidung. Sie zeigen ihre Verunsicherung nicht, und vermeiden es, nach Zuwendung durch Trost und körperliche Nähe der Bindungsfigur zu suchen. Es ist schließlich keine Auflösung der Verunsicherung zu erwarten. Im Gegensatz zum ambivalenten Modell kann die zurückweisende Reaktion der Bindungsfigur vorhergesagt werden. Das Beziehungsmodell drückt sich in angespannter Vorsicht aus, je weniger das Kind offenbart, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit für eine abwertende Reaktion. „Das Kind scheint eine Art unsichtbare Mauer aufgebaut zu haben, hinter der es nicht hervorkommt, über die aber auch die Bindungsfigur nicht hinwegkann.“ (Fremmer-Brombik 1999: 116) Erwachsene erinnern sich kaum an Ereignisse ihrer Kindheit und können ihre Gefühle aus einzelnen Episoden nicht mehr nachempfinden (vgl. ebd.: 116).

Die Fürsorgeperson zeigt eine teilnahmslose und kritische Haltung gegenüber den natürlichen Wünschen des Kindes nach Liebe, Aufmerksamkeit und Unterstützung. Affektive Bindung wird in der Familie gering geachtet, Bindungsverhalten als schwach und kindlich zurückgewiesen. Die Missbilligung von Gefühlsäußerungen und die Verachtung von Weinenden wird hervorgehoben (vgl. Bowlby 2006c: 214f.). Elterliches Verhalten von vermeidend gebundenen Kindern zeichnet sich durch Unfeinfühligkeit gegenüber den Signalen des Kindes aus, es wird als überstimulierend und als verdeckt feindselig beschrieben. Die Unfeinfühligkeit hat zur Folge, dass das Kind Kontingenzverbindungen zwischen seinen Signalen und der Reaktion des Interaktionspartners nicht lernen kann. Es fällt ihm schwer, auf Nicht-Kontingenzen zu reagieren (vgl. Magai 1999: 142). Die Unterdrückung negativer Gefühle und des Bindungsverhaltens sowie die Abkapselung der Gefühle wird zur adaptiven Strategie, weil es die Wahrscheinlichkeit für weiteren Kummer vermindert (vgl. Bowlby 2006c: 215). Gleichzeitig verhindert diese Einstellung soziale Lernerfahrungen, die zu eigenem Wissen über Ausdrucks- und Kommunikationsmöglichkeiten beitragen.

Die sekundäre Verhaltensstrategie der unsicher-vermeidenden Bindungsmuster resultiert aus der Anpassung an ein zurückweisendes Verhalten der Bindungsfigur in bindungsrelevanten Situationen. Der Ausdruck von Affekten und Wünschen wird zurückgehalten und Autonomie betont. Die Betroffenen verleugnen jedes Verlangen nach engen Beziehungen und entwickeln Angst und Misstrauen davor, sich auf jemanden zu verlassen. Das Bindungssystem ist deaktiviert (vgl. Daudert 2001: 21). Folglich neigen sie dazu, Beziehungen abzulehnen oder abzuwerten, indem Nähe bewusst vermieden wird. Ausschlaggebend ist das Streben nach Unabhängigkeit von Gefühlsbindungen in höchstem Maße, da die Verletzungsgefahr so am niedrigsten ist (vgl. Sautter 2009: 48; Bowlby 2006c: 214). Überdies ist die Abhängigkeit Anderer vom Adressaten schwer aushaltbar (vgl. Sautter 2009: 48). Sautter (vgl. ebd.) bezieht sich auf den Roman „Steppenwolf“ von Hermann Hesse und ordnet das dort beschriebene Bindungsmuster dem unsicher-vermeidenden Stil zu. Folgt man Bowlby (vgl. 2006c: 215), werden von dieser Familienerfahrung geprägte Betroffene nicht selten zu harten und zähen Menschen. Sie sind allem Anschein nach selbstsicher, gehen ohne offene Zeichen für einen Zusammenbruch durch das Leben, entwickeln eine hochorganisierte Persönlichkeit und werden sehr tüchtig. Sie bringen wenig Verständnis für sich selbst und für andere auf. Tief im Inneren sind sie geprägt von dem Gefühl, isoliert und ungeliebt zu sein, sie sind potenziell über die Maßen traurig. Unsicher-vermeidend gebundene Menschen neigen zur Unterdrückung von negativen Gefühlen bei emotionaler Belastung oder Ärger. Die Fähigkeit zur Regulation und Kommunikation von Gefühlen ist aussichtsarm (vgl. Magai 1999: 140f.). Es wird deutlich, dass unter diesen Vorzeichen eine Disposition zur Depression als emotionale Reaktionstendenz in der Persönlichkeit geschaffen wird. Ebenso besteht eine Gefährdung durch Alkoholabusus und Suizid.

Der Sozialarbeiter steht vor der zentralen Aufgabe, die helfende Beziehung behutsam aufzubauen und das Tempo, die Präferenzen und Bedürfnisse des Ratsuchenden durchgängig zu würdigen. Das persönliche Entwicklungstempo kann nicht beliebig beschleunigt werden (vgl. Ansen 2006: 114). Frühzeitige Wünsche nach Distanzierung oder Trennung können bei Betroffenen ausgelöst werden, wenn zu viel emotionale Nähe angeboten wurde und der hilfesuchende Mensch diese aufgrund seines unsicher-vermeidenden Bindungsschemas als Bedrohung erlebte.

3.3 Desorganisierte und desorientierte Bindung

Bei den ambivalenten und vermeidenden Bindungsstrategien können subtile Störungen in den Bindungsmustern auftreten, die sich in Unterbrechungen der Organisation oder einer ablaufenden Verhaltensstrategie zeigen und Anzeichen von extremer Belastung und physiologischem Stress darstellen. Aus diesen Störungen resultiert die desorganisiert-desorientierte Bindung. Desorientiertes Verhalten umfasst widersprüchliche Verhaltensweisen wie Annähern und Vermeiden oder Schwanken zwischen der Suche nach Nähe und dem Erkunden. Beispielsweise bewegt sich das Kind vom Elternteil weg anstatt zu ihm hin, wenn es Angst bekommt oder zeigt ein Höchstmaß an Anspannung in der Gegenwart der Eltern (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 41ff.). Ein Kind, das sich fürchtet, versucht in der Regel bei einer Bindungsperson Sicherheit zu erlangen. Stellt diese Bindungsperson gleichzeitig die Quelle der Bedrohung dar, steht das Kind vor einem unlösbaren Problem. Das Zusammenbrechen von organisierten Strategien in bindungsrelevanten Situationen wird in der Bindungstheorie als Desorganisation bezeichnet (vgl. Buchheim 2008: 257). „In der stressreichen Trennungssituation verfügen die Kinder momentan über keine Bewältigungsstrategie, sie können weder Nähe zur Bindungsfigur herstellen noch sich ablenken.“ (ebd.) Das Kind gerät in einen unlösbaren Konflikt, mit seinen Bindungssignalen auf die Bindungsperson ängstigend zu wirken und gleichzeitig selbst von ihr geängstigt zu werden (vgl. ebd.: 258). Durch eine Rollenumkehr fühlt sich das Kind für das Wohlergehen der Bindungsfigur verantwortlich und bietet damit das Bild eines Kindes, das überwach, altklug, überanstrengt und überempfindlich ist (vgl. Göbler/Zauner 1990: 118). Es sieht sich hin- und hergerissen zwischen der Rolle des Retters, der Rolle des Opfers und der Rolle des Verfolgers. Um diesen verwirrenden Wechsel zu vermeiden, inhibiert das Kind die Aktivierung des Bindungssystems. Dissoziative Erfahrungen als Folge eines Zusammenbruchs dieser Abwehrmechanismen und einer massiven Aktivierung des Bindungssystems können auftreten (vgl. Buchheim 2008: 258f.).

Als Ursache wurde ein empirischer Zusammenhang mit Misshandlungserfahrungen der Kinder als auch einer unverarbeiteten Traumatisierung der Bezugsperson nachgewiesen (vgl. Daudert 2001: 21). Main und Hesse nehmen an, dass bindungsrelevante Probleme, wie beispielsweise Missbrauchserfahrungen, unverarbeitete Trauer oder andere unverarbeitete Ereignisse das Bindungssystem aktiviert halten (vgl. Fremmer-Bombik 1999: 116f.). Gefühle und Erinnerungen aus der eigenen Kindheit und Bindungserfahrungen mit den eigenen Eltern können bei der Bindungsperson wachgerufen und reaktiviert werden. Die emotional belastenden Gefühle und Bilder behindern durch Projektionen die Feinfühligkeit und das Verhalten

gegenüber dem eigenen Kind (vgl. Brisch 2008: 14). Die Bindungsperson zeigt in ihrer Interaktion einen Mangel an kohärenter Strategie und erscheint selbst orientierungslos (vgl. Buchheim 2008: 257). „Im schlimmsten Fall werden wiedererlebte Erinnerungen – etwa eine Missbrauchs- oder eine Verlassenheitserfahrung – mit dem eigenen Kind wiederholt.“ (Brisch 2008: 14)

Frühe traumatische Erfahrungen verzerren die Erwartungen der Betroffenen in Bezug auf die zwischenmenschlichen Interaktionen und das eigene persönliche Integritätsgefühl. Die zentrale traumatisierende Erfahrung bildet das Erleben sexueller Gewalt, wie bereits erwähnt. Der unbelastete Zugang zu existenziellen Grundbedürfnissen nach Nähe und Vertrauen wird bei sexueller Ausbeutung durch die Menschen zerstört, von denen das Kind abhängig ist und denen es Vertrauen und Liebe schenkt. Sexuell missbrauchte Kinder spüren durch die grundlegende Missachtung des eigenen Willens und die oft über Jahre andauernde Verletzung ihrer körperlichen Unversehrtheit, dass ihnen ihr Recht auf Selbstbestimmung genommen ist. Durch ein Gefühl des Ausgeliefertseins, der Ohnmacht und Hilflosigkeit sehen sie sich sämtlicher Möglichkeiten beraubt, aus der Situation hervorzutreten (vgl. Gahleitner 2005: 24). Die Folge ist eine „fundamentale Erschütterung grundlegender Überzeugungen wie der eigenen Unverletzbarkeit, des Gefühls der Sicherheit und Geborgenheit in der Welt und der positiven Selbstwahrnehmung“ (ebd.: 23). Die bedeutsame Anerkennung für die Entwicklung der Identität wird als menschliches Grundbedürfnis fundamental unterminiert. Honneth (vgl. 1994: 153) konstatiert, dass die elementarste Art einer persönlichen Erniedrigung und Demütigung, die tief destruktiv in die praktische Selbstbeziehung eines Menschen eingreifen, erfolgt, wenn einem Menschen alle Möglichkeiten der freien Verfügung über seinen Körper gewaltsam entzogen werden.

Folgt man Gahleitner (vgl. 2005: 34), kommt es zu intrapsychischen, hilflosigkeitstypischen Formen des Umgangs mit der einwirkenden Gewalt. Im sozialarbeiterischen Kontext ist es grundlegend bedeutsam, dass Symptomatik und Bewältigung schwer zu differenzieren sind. Als Beispiel sei noch einmal die Dissoziation aufgeführt, welche sich zunächst als Schutzfaktor erweist, das Trauma zu ertragen ohne in das Alltagsbewusstsein zu gelangen. In diesem Sinne sind Betroffene ausdrücklich Lebenskünstler oder sogar Überlebenskünstler (vgl. Göbel/Zauner 1990: 108). Gefragt sind ein angemessener Respekt, die Anerkennung und die Würdigung der Erfahrungen des Betroffenen durch den Professionellen. Dies stärkt das Selbstvertrauen und erhöht das Selbstwertgefühl als Folge der ganz neuen Erfahrung der Wertschätzung. Neue Erfahrungen im Rahmen der sozialarbeiterischen Bindungsarbeit sind

nicht hoch genug einzuschätzen. Missbrauchte Kinder leben überwiegend in einer inneren Ambivalenz zwischen der Angst vor, aber auch die Hoffnung auf eine baldige Aufdeckung der sexuellen Übergriffe durch den Wunsch, sich einem Menschen anzuvertrauen (vgl. Gahleitner 2005: 29). Das innere Kind des erwachsenen Klienten kann diese „verzweifelte Suche nach einer verlässlichen Bindungsperson“ (ebd.: 53) immer noch in sich tragen. Die Zuwendung in der helfenden Beziehung stellt eine Wertschätzung dar, indem die Person es dem professionellen Begleiter wert ist, mit ihr Zeit zu verbringen, sich mit ihren Problemen und Themen auseinanderzusetzen. Diese Erfahrung ermöglicht ein „Nachnähren“ der regressiven Anteile des inneren Kindes.

Als Erwachsener bemüht sich der Betroffene in Beziehungen vielfach darum, die Kontrolle zu behalten. Erhellend ist erneut eine Feststellung von Kuiper: „Wer Angst vor einer Situation hat, in der er hilflos sein könnte, der wird gern viele Fäden fest in der Hand halten wollen.“ (Kuiper 2000: 233) Die Beziehungen können sehr intensiv und dramatisch verlaufen, und sind nicht von langer Dauer gekennzeichnet. In den Betroffenen löst dies nicht selten Verzweiflung aus (vgl. Sautter 2009: 49). Besonders deutlich wird die Bindungsproblematik bei Klienten mit der Diagnose Borderline Persönlichkeitsstörung, die zunehmend mit komplexen und frühen Traumata in Verbindung gebracht wird (vgl. Gahleitner 2005: 117), obgleich in einer wissenschaftlichen Lesart eine Kausalität nicht festgehalten werden kann. Buchheim (vgl. 2008: 260) geht davon aus, dass eine desorganisierte Bindung im Kindesalter bei der Entwicklung der Borderline-Erkrankung mitbeteiligt ist. Die Bindungsmuster sind chaotisch und desorganisiert, Abgrenzungsfähigkeiten defizitär. Die Außenwahrnehmung, die Binnenwahrnehmung, und der Umgang mit Emotionen und Affekten werden verzerrt. An anderer Stelle soll das Bindungsmuster anhand des Fallbeispiels Beth (Kapitel 6) näher veranschaulicht werden.

Zusammenfassend bleiben Kinder mit unsicher-ambivalenter Bindungsstrategie in ihrer Überwachsamkeit verstrickt, unsicher-vermeidend gebundene Kinder leiden unter dem ausbleibenden Trost und haben keinen Zugang zur Bindungsperson als sichere Basis. Desorientierte Kinder finden keine organisierte Strategie zwischen Sicherheit durch tröstende Nähe und Sicherheit des explorierenden Erkundens. Im nächsten Schritt ist es hilfreich, auf ausschlaggebende Stresssituationen in der Bindungstheorie wie Zurückweisung, Trennung und Verlust einzugehen.

4 Reaktion auf Zurückweisung, Trennung und Verlust

Trennung umfasst zwei Stressoren: Abgeschnittenheit von der entscheidenden Schutzquelle und das Gefühl, ungeschützt ausgesetzt zu sein (vgl. Fonagy 2003: 15). Die Einsicht des mangelnden Ur-Vertrauens erleichtert das Verständnis, dass Ratsuchende mit frühen Schädigungen voller Angst auf belastende Situationen reagieren können. Sie sind oft unsicher im Kontakt mit sich und der Welt und verfügen über nicht ausreichende Kompensationen, um adäquate Formen der Bewältigung zu finden (vgl. Garbe 1993: 25). Das Bindungsverhalten verpflichtet sich, eine gefühlsmäßige Bindung aufrechtzuerhalten. Wenn die Bindung gefährdet scheint, müssen Aktionen hervorgerufen werden, welche die Bindung erhalten oder wieder herstellen. Je größer die Gefahr eines Verlusts, desto intensiver prägen sie sich aus (vgl. Bowlby 2006c: 47). Das Baby ist darauf angewiesen, gehört zu werden. Verstehen die Eltern die Äußerungen ihres Kindes nicht, erlebt es eine tiefe Verlassenheitsangst und fühlt sich in seiner gesamten Existenz bedroht (vgl. Garbe 1993: 46). Unter diesen Umständen werden die wirksamsten Formen von Bindungsverhalten aktiviert, in der ersten Phase implizieren sie Protest und Wut. Wenn Anklammern, Weinen und das Druckmittel des Zorns zum Erfolg führen, ist die Bindung wieder hergestellt, die Stress- und Leidzustände bessern sich (vgl. Bowlby 2006c: 48).

Auch in Situationen von Zurückweisung, Trennung und Verlust ist der Sozialarbeiter mit einem einfühlsamen Umgang gefordert. Dies kann ihn in seiner Rolle treffen bei eigenem Verlassen der Einrichtung oder der Verabschiedung des Klienten. Ebenso ist seine Unterstützung elementar, wenn der Ratsuchende eine Verlustsituation mit Beziehungsfiguren aus seinem Netzwerk erfährt. Um es dem Sozialpädagogen zu erleichtern, auch dann in die Sichtweisen des Ratsuchenden einzutauchen und diese erkennbar nachzuvollziehen, und nicht in die Falle eines tief sitzenden Befremdens zu tappen, sollen in der folgenden Untersuchung die drei Phasen des Protests, der Verzweiflung und schließlich der Ablösung nach Bowlby beleuchtet werden. Analoge Stadien werden beispielsweise auch von Germain/Gitterman (vgl. 1999: 467) identifiziert: Verleugnung und Vermeidung, negative Gefühle, Trauer und schließlich Erleichterung. Um einen roten Faden in dieser Arbeit beizubehalten, erfolgt die Konzentration vornehmlich auf die bindungstheoretischen Phasen.

4.1 Protest

Der Protest sollte zunächst als eine normale Notfallreaktion und damit als eine normale seelische und körperliche Antwort auf das Trennungstrauma verstanden werden. Die Protestphase ist die dramatischste Phase nach einer Trennung von der Bindungsfigur und kann sich über einen langen Zeitraum ziehen. In ihr werden durchgängig kindliche Verhaltensmuster neu belebt, die nach dem Verlust der Mutter auftreten. Der Kampf ist eine potenzielle Auflehnung gegen die Gefühle absoluter Ohnmacht und Hilflosigkeit, in welche der Verlassene durch das Alleinsein stürzt (vgl. Petri 2005: 59f.).

In der Phase des Protests geht der Ratsuchende noch davon aus, dass die Trennung nur vorübergehend erfolgt. Die Wut der Hoffnung und die Wut der Verzweiflung haben die Funktion, Hindernisse zu überwinden, die sich einer Wiedervereinigung in den Weg stellen. Die zurückgelassene Person kann es nicht fassen, dass der Verlust endgültig ist (vgl. Bowlby 2006b: 235). Sie wechselt zwischen zwei geistigen Zuständen hin und her. Auf der einen Seite steht der Glaube, dass die Trennung oder der Verlust mit all dem Schmerz und der hoffnungslosen Sehnsucht eingetreten ist. Auf der anderen Seite ist sie erfüllt mit dem Unglauben, begleitet von der Hoffnung, die verlorene Person wiederzugewinnen (vgl. Bowlby 2006c: 88). Rastloses Suchen, zwischendurch auftretende Hoffnung, wiederholte Enttäuschung, Undankbarkeit, Wut, Anklage und Weinen stellen Merkmale der ersten Phase dar und sind als Äußerungen des starken Dranges zu verstehen, das durchtrennte Band wiederherzustellen. Vielfach wünscht sich der Ratsuchende nicht Trost über den Verlust, sondern Hilfe zur Wiedervereinigung. In diesem Stadium ist es daher nicht verwunderlich, wenn er es dem Sozialarbeiter übel nimmt, dass dieser die Hoffnung auf Wiedervereinigung als Illusion betrachtet und ihre Ermunterung für unrealistisch und unehrlich hält (vgl. ebd.: 92).

Die Anstrengung lässt irgendwann nach, wenn die Bemühungen um die Wiederherstellung der Bindung erfolglos waren. Ausschlaggebend hören sie nicht auf, sondern werden in zunehmend längeren Abständen immer wieder erneuert. Der Drang zu Suchen und die Schmerzen des Kammers werden von neuem erlebt. Das Bindungsverhalten bleibt durchgängig erhalten und versetzt den Organismus in einen Zustand von chronischem Stress und Leid (vgl. ebd.: 48).

Für die Bewältigung des hohen Grads an Stressbelastung werden große Energiereserven benötigt (vgl. Petri 2005: 59f.). „Der Trennungsschock, die narzisstische Kränkung, die Hilflosigkeit und Ohnmacht, die Rache und der Neid sind wohl die elementaren Gefühlsmächte, die

sich in der Protestphase zu gewaltigen Eruptionen mischen.“ (ebd.: 65) Die Trennung von sich selbst ist eine der radikalsten Formen des Protests. Die Zerreißprobe kann die Widerstandskräfte des Menschen überfordern und in die eigene Lebensvernichtung münden. Statistisch gesehen werden viele Suizidversuche durch Trennungen ausgelöst (vgl. ebd.).

4.2 Verzweiflung

Laut Petri (vgl. 2005: 69ff.) steht die Trennungsangst für die spätere Angst vor der Wiederholung des Ur-Schmerzes der Geburt, alleine zu sein. Bowlby beobachtete, dass nach der Protestphase im Schmerz der Trennung der Ur-Schmerz als archetypische Erfahrung wiederholt wird, der äußerlich in Form von Verzweiflung zum Ausdruck kommt. „Die Gefühle, verrückt zu werden, an Herzinfarkt zu sterben oder sich umbringen zu müssen, sind die wohl extremsten Grenzerfahrungen, bei denen der Schmerz die körperliche, seelische und geistige Ganzheit zu zerreißen droht.“ (ebd.: 71) Danach stellen Trennungsschmerz und Verzweiflung eine vitale Bedrohung seelischer und körperlicher Funktionsablaufe dar. Der bereits erwähnte René Spitz beschreibt schwere körperliche Reaktionen nach langem Verlust der Mutter, die vom geistigen und körperlichen Entwicklungsrückstand bis zu extremen Formen der Unterernährung mit tödlichem Ausgang reichen können. Auch Erwachsene mit schwerem Trennungsverlust neigen zu psychosomatischen Beschwerden, wie Magenschmerzen, Verdauungsstörungen, Kopfschmerzen, Schlafstörungen etc. In der Verzweiflungsphase gehört das Weinen ebenso zur psychosomatischen Reaktion, welches sich zu heftigen und häufigen Weinanfllen steigern kann. In Forschungsergebnissen wurde durch Untersuchungen der Tränenflüssigkeit belegt, dass Weinen bei einer stärkeren Gemütsbewegung Stress abbaut (vgl. ebd.: 72f.). Weiterführend ist ein Bild von Petri (vgl. ebd.: 76), nach welchem die Nabelschnur ein Symbol von Bindung und Trennung ist. Das Ausmaß von Verzweiflung und Trennungsschmerz ist unverkennbar.

Der Zeitpunkt kommt, an dem die Kraft zum Kampf verbraucht ist und der Protest sich erschöpft hat. Deren Sinnlosigkeit wird durch das Unabänderliche bewusst. Die Hoffnung, die Bindungsfigur könne zurückkehren ist irreversibel zerschlagen. Nicht selten durch eigenes Zutun, da der Aufruhr des Protests unverstanden blieb. Der Moment der Verzweiflung über die Trennung beginnt mit einem Stich und einem schmerzhaften Zusammenziehen in der Magengegend (vgl. Petri 2005: 69ff.). Es ist von zentraler Bedeutung, dass der trauernde Mensch diese emotionalen Schläge aushält, damit die Trauer einen günstigen Ausgang nimmt. Nur wenn er den Gram, das bewusste oder unbewusste Suchen und die Wut aushalten kann, wird

er allmählich erkennen und akzeptieren, dass der Verlust von Dauer ist. Nach dieser Einsicht wird er auch das Verhaltensmuster einstellen. Dieses alte Muster des Fühlens, Denkens und Handelns abzulegen, ruft Verzweiflung hervor. Der Betroffene verfällt in Depression und Apathie. Die Neudefinition seines Selbst und seiner Situation ist ebenso schmerzhaft wie entscheidend, da sie die endgültige Aufgabe aller Hoffnung bedeutet, die alte Situation könne wieder hergestellt werden. Bowlby (vgl. 2006c: 93f.) betont, dass Pläne für die Zukunft vor dem Vollzug einer Neudefinition nicht möglich sind.

4.3 Ablösung

Nach dem langen Kampf des Protests und der Verzweiflung scheinen alle seelischen und körperlichen Kräfte verbraucht. Körperlich kommt dieser Zustand in extremer Müdigkeit, Kraftlosigkeit, im Gefühl völliger Erschöpfung, in Gefühlen von Sinnlosigkeit, im Interessen- und Aktivitätsverlust, und potenziell in extremer Verarmung der Selbstachtung zum Ausdruck. Die wachsende Lähmung des Lebenswillens erinnert an den „Totstellreflex“, welcher in manchen Schilderungen von Verlassenen wörtlich so bezeichnet wird. Er ist die instinktgebundene Abwehr einer existenziellen Bedrohung und dient daher der Lebenserhaltung. Gleichwohl wird das eigene Leben in der Depression aufgrund eines Trennungsverlustes nicht mehr als etwas Schützenswertes erlebt. Das Leben kann auch verloren gehen. Das Gefühl „entwurzelt“ zu sein, ist in dieser Phase nicht mehr vordergründig, vielmehr steht das Gefühl „tot“ zu sein, im Mittelpunkt. Dieser tiefer liegende Lebensunmut kann zur suizidären Explosion führen. Der Suizid ereignet sich in dieser Phase entschlossener und überraschender, weil er paradoxerweise in der Besserungsperiode auftritt. Die notwendige willensmäßige und motorische Energie, den Absprung gegen die Lebenslogik zu schaffen, kehrt eher zurück als die Aufhellung der depressiven Gefühlslage (vgl. Petri 2005: 86f.; Améry 1976: 16ff.). Es muss gefragt werden, was der Grund für den Verlust des eigenen Ich, für eine so allumfassende Zerstörung und Selbstaufgabe der unter der Trennungsdepression leidenden Ratsuchenden ist.

Die Trennungsdepression scheint einem vierfachen Verlust zu entstammen. Die Trennung von einer äußeren Person wird als erster Verlust gesehen. Der Zusammenbruch von Idealisierungen, die bisher die Stabilität des Ich garantiert haben, bildet den zweiten Verlust. Infolgedessen werden nun frühere Trennungserlebnisse mit dem idealisierten und verinnerlichten Objekt, der Mutter, aktiviert. Im Einfluss des doppelten Verlusts wird drittens das scheinbar schützende Objekt aufgegeben. Der vierte Verlust ist vorgebahnt, die Aufgabe des eigenen Selbst bis zur totalen Selbstauslöschung. Frühe Trennungserfahrungen können zu schweren

Verlusterlebnissen führen und im Sinne des „chronischen Verlassenheitssyndroms“ erhebliche Lücken in der eigenen Selbst-Entwicklung und im Aufbau einer eigenen Identität hinterlassen (vgl. ebd.: 90ff.).

Der depressive Mensch hat Schwierigkeiten, mit der Wirklichkeit eines Verlustes fertig zu werden, die natürliche Konsequenz der Ablösung setzt nicht angemessen ein. Der Ratsuchende identifiziert sich mit dem verlorenen Menschen und bleibt mit ihm verschmolzen. Er kann nicht bewusst erfassen, wen er verloren hat. Auch merkt er nicht, dass er mit dem Verlorenen das Gespür für sich selbst verloren hat, da er sich in der Verschmelzung mit der verlorenen Person selbst verleugnet (vgl. Schellenbaum 2007: 79). „Die Leere, welche die Beziehungslücke hinterläßt, wird zur eigenen Leere. Er tut das, was in seiner Empfindung das verlorene Liebesobjekt mit ihm gemacht hat: er verläßt sich selber, hebt seine Existenz auf, bestätigt durch sein Leben die Tatsache, daß der andere ihn verlassen hat.“ (ebd.: 80) Einer der Gründe für einen selbstzerstörerischen Impuls liegt offenkundig in der Totalität der Verschmelzung mit dem Anderen, die Abkehr des Anderen wird mit einbezogen.

Die Neudefinition des Selbst und der Situation setzen nach Bowlby (vgl. ebd.: 94) einen kognitiven Akt und einen Prozess der Vergegenwärtigung voraus. Vorstellungsmodelle müssen neu geformt werden, um sie den Veränderungen anzugleichen, die in der Lebenssituation des Betroffenen eingetreten sind. Bei einem nichtpathologischen Verlauf steht schließlich der Eintritt der emotionalen Loslösung im Mittelpunkt. Jeder Mensch braucht nach der äußeren Trennung Zeit, um sich innerlich von der Bindungsfigur freizumachen. „Dabei handelt es sich nicht um eine ‚krankhafte Fixierung‘, die man dem anderen oder sich selbst vorwerfen muss. Sich die Zeit zu nehmen oder dem anderen geben zu können, das beschleunigt paradoxerweise den Ablösungsprozess.“ (Petri 2005: 75)

Zusammenfassend ist für den Verlauf der Trauer die Persönlichkeit des Hinterbliebenen und die Art und Weise, wie sein Bindungsverhalten und seine Reaktionen auf belastende Situationen organisiert sind, entscheidend. Bowlby (vgl. 2006c: 167) postuliert, dass bestimmte Persönlichkeitsorganisationen vulnerabler gegenüber Verlusten sind als andere. Der Sozialarbeiter steht vor der Aufgabe, den Ratsuchenden in Form einer Krisenintervention kurzfristig zu unterstützen. Eskalierende Entwicklungen können möglicherweise vermieden werden und der Betroffene wird für den anspruchsvollen Trennungsprozess geöffnet. Gelingt es ihm nicht, die suizidale Verfassung zu lindern, ist der Sozialpädagoge ausdrücklich nach seiner Einschät-

zung gefragt, ob er die psychiatrische Krise noch auffangen kann oder ob eine vorübergehende Delegation an Fachstellen notwendig wird.

Fügt man das zentrale Grundverständnis der helfenden Beziehung und der Erweiterung zur Bindungsbeziehung, der Charakteristika des Bindungsverhaltens und der Entstehung unsicherer Bindungsmuster sowie der Würdigung herausragender Reaktionen bei Verlusterlebnissen zusammen, resultiert daraus eine elementare theoretisch fundierte Grundlage, mit welcher im Folgenden ein weiterführender Blick in die Praxis erfolgen kann.

II. Teil: Transformation in die Praxis anhand einer sozialpädagogischen Fallanalyse

Im zweiten Teil der Arbeit soll ein kasuistischer Zuschnitt offensiv beleuchtet werden, um daraus wechselseitige Lernbereitschaften zu entwickeln und mögliche blinde Flecke in der Handlungskonzeptkonstruktion für die Bindungsarbeit mit Erwachsenen zu vermeiden. Aus dem Fallbeispiel erfolgt eine kasuistische Struktur der Entwicklung von professionellem Wissen. Diese Vorgehensweise mündet nicht in eine Beschränkung des Wissens auf ein normatives Lösungsmuster. Betont wird ein Spannungsverhältnis zwischen theoretischer und praktischer Erkenntnis, die Schleiermacher als eigene „Dignität“ praktischer Erkenntnis bezeichnet. Die praktischen Schritte werden aus der Singularität des einzelnen Falles abgeleitet. Theoretisches Wissen liefert dafür gut begründete Beobachtungsstandpunkte. Die sich daraus entwickelnden Interventionsmethoden werden als Beobachtungshilfen verstanden. Der Sozialarbeiter steht durchgängig vor der Aufgabe, sich auf Alltagskontingenz einzulassen (vgl. Dörr/Müller 2012: 13). Vor der Schilderung des Falles (*Kapitel 6*) ist es lohnend, das Handlungsfeld kurz zu skizzieren (*Kapitel 5*).

5 Handlungsfeld

Die Ambulante Sozialpsychiatrie ASP e.V. richtet ihr Angebot an psychisch erkrankte Erwachsene. Die Arbeit erfolgt durch die Etablierung einer teilstationären Bezugsbetreuung in den Räumen der Tagesstätte als auch in einer Wohngruppe oder im eigenen Zuhause. Das multiprofessionelle Team erzeugt eine sozialtherapeutische Atmosphäre geprägt durch sozialpädagogisches Handeln, sozialarbeiterische Unterstützung und therapeutisches Verstehen im Lebensalltag.

ASP e.V. wird der Maxime der Menschenwürde grundlegend gerecht. Die Menschenwürde ist ein Gestaltungsauftrag, dessen Erfüllung dazu beiträgt, den Klienten eine möglichst eigenständige Lebensgestaltung zu ermöglichen und sie in ihrer Wirklichkeit zu achten (vgl. Ansen 2002: 89). Ganz wesentlich stehen der Ratsuchende und seine Würde immer im Mittelpunkt. „Der Mensch muss als Homo compensator mit seinen unterschiedlichen Beeinträchtigungen zurecht kommen.“ (Ansen 2002: 87) Ausschlaggebend geht es darum, Menschen mit ihren Beeinträchtigungen zu versöhnen, sie zu ermuntern, gegen die Versuchung der Resignation anzukämpfen und ihre Möglichkeiten in die Alltagsbewältigung einzubringen (vgl. ebd.: 88).

ASP e.V. begreift Gesundheit und Krankheit als ein Kontinuum und es wäre vermessen, den Menschen auf seine Krankheit zu reduzieren.

ASP e.V. versteht unter Kreativität nicht nur einen spontanen Ausdruck einer einzelnen Person, sondern das Grundprinzip jeglicher Entwicklung von Leben überhaupt. Es sind kreative Prozesse, in denen nach Reaktionsmöglichkeiten oder neuen Lösungen gesucht wird. Das Malen stellt eine elementare urmenschliche Tätigkeit dar. Jede Möglichkeit, sich auszudrücken und zu symbolisieren schafft Distanz zum inneren Erleben. Der kreative Ausdruck wirkt identitätsstiftend und ermöglicht eine andere Sprache. Die Kunst und ihre Expressivität bilden ein zentrales unterschätztes Gebiet. Nicht selten geht das Malen im Heranwachsen verloren, wenn das Kind beginnt, seine kognitiven Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen. Die schöpferische Begabung des Kindes unterscheidet sich von der des Erwachsenen, da ein reicher Hintergrund von Wissen und Erfahrung fehlt (vgl. Göbel/Zauner 1990: 108). Mit der Kreativität geht auch die Fähigkeit verloren, sich über die Welt zu wundern. Es erfolgt eine Gewöhnung an die Gesetze der Welt. Die künstlerische Kraft der ausgedrückten Kreativität in Form von Erfüllung, Zufriedenheit und substanzieller Begeisterung ist nicht hoch genug einzuschätzen. Jeder Mensch strebt nach diesen elementaren Zuständen, die auch salutogenetisch formuliert die fundamentale Sinnfrage beantworten und das Kohärenzgefühl stärken.

Eine ausschlaggebende Rolle spielt für ASP e.V. die Integration bindungstheoretischer Aspekte in der Lesart der „emotionalen Nachnahrung“ und damit die herausragende Bedeutung der sozialpädagogischen Beziehung. Neben der Nutzung eigener Ressourcen und der kognitiven Aufarbeitung bildet eine emotional wesentlich grundlegendere Bedingung für die Lebensqualität der Betroffenen das vertrauensvolle Begeben in eine haltgewährende und beziehungsorientierte Atmosphäre.

Im Folgenden soll ein Einblick in die Arbeit von ASP e.V. mit der Klientin Beth gewährt werden. Der Fokus liegt durchgängig auf der Bindungsarbeit – der Gegenpol zum Geschehen des sexuellen Missbrauchs. Anhand dieses Gegenpols lässt sich die Bindungsarbeit besonders gut veranschaulichen.

6 Ein Zugang zu Beths zerbrochenem Bindungsgefüge. Sozialpädagogische Fallanalyse einer jahrelangen Bindungsarbeit.

Bindungsarbeit stellt eine bedeutsame Anforderung dar, die viele Schwierigkeiten und Fallen beinhaltet. Sie erfordert Flexibilität und Offenheit für Neues und Überraschungen auf der Symptomebene, um unter dem Vorzeichen der Bindungstheorie Bedürfnisse und Anliegen der Adressaten richtig wahrzunehmen sowie prompt und angemessen darauf zu reagieren (vgl. Gahleitner 2005: 121). Eine ausgewogene Balance von Theoriefixierung und purem Verlassen auf Praxisintuition setzt Urteilsvermögen und Reflexion voraus. Gahleitner (vgl. ebd.: 130) schlägt in diesem Zusammenhang eine „strukturierte Intuition“ vor. Wissenschaftliches Wissen folgt eigenen Begründungsregeln und erst die Distanz zu den Entscheidungsnotwendigkeiten der Praxis schafft Räume für einen Transformationsprozess (vgl. Ansen 2014a: 52). Hörster (vgl. 2010: 685) sieht die Aufgabe der sozialpädagogischen Forschung darin, die Kontingenz von Entscheidungen zu bestimmten Interventionen minutiös zu rekonstruieren und Schicht für Schicht freizulegen. Es muss gefragt werden, inwieweit dieser hohe Anspruch der nuancierten Rekonstruktion einlösbar ist. Der empirische Bedarf des Erkundens jener Elemente der Wirklichkeit, mit denen Sozialpädagogen zu tun haben, demnach ihrer sozialpädagogischen Erfahrungsfähigkeit, wird daher durchgängig unterstrichen. „Das Optimum herauszuholen und dabei aus lediglich wahrscheinlichen Sachverhalten richtige Schlussfolgerungen zu ziehen, geht nicht ohne Kasuistik.“ (Hörster 2011: 1481)

Die kreative Verlagerung des Falls in eine andere Ordnung bildet einen kasuistischen Denkmodus, der eine Zeit des Atemholens in einem kasuistischen Beratungs-, Übungs-, Lern- und Bildungsraum ermöglicht (vgl. ebd.: 1477). Die Artikulation eines primären Geschehens erweist sich als ein bestimmtes Bildungsmoment (vgl. ebd.: 1479). Das Tun der Kasuisten im mannigfaltigen und buntscheckigen Zwischenraum rückt den normativen entscheidungs- und beurteilungsrelevanten Gehalt des Einzelfalls in den Mittelpunkt (vgl. Hörster 2010: 678). Für Niemeyer (vgl. 2015: 205) spielt die Personenvariable eine entscheidende Rolle, die erst bei der selbsttätigen Gewinnung kasuistischen Wissens in Gang gesetzt wird und Merkmale eines gekonnten pädagogischen Handelns entwickelt. Kasuistisches Wissen bezieht sich für ihn nicht nur auf die Lebensgeschichte des Klienten, sondern auf die „Kenntnis eines gemeinsam gelebten Lebens“ (ebd.: 207). Schließlich provoziert die sozialpädagogische Kasuistik den Leser dazu, sich in seinem eigenen aufbrechenden Denken selbst zu positionieren (vgl. Hörster 2011: 1481).

Die kasuistischen Anregungen werden auf die folgende pseudonymisierte Fallanalyse übertragen. Der sozialpädagogische Fluchtpunkt ist es, anhand eines Fallbeispiels bindungstheoretische und beziehungsorientierte Aspekte der praktischen Arbeit mit erwachsenen Klienten in einer Ambulanten Sozialpsychiatrie zu verdeutlichen und so weitere Diskussionen über geeignete Formen der anwendungsorientierten Bindungsforschung anzuregen. Zu kurz greifen Versuche, die Ausführungen als Pauschalrezept verstehen zu wollen. Vielmehr soll die Sensibilität für einen situationsadäquaten, indikationsspezifischen und personenzentrierten Einsatz erhöht werden. Denn dieser bildet die eigentliche Qualität der Hilfestellung (vgl. Gahleitner 2005: 130). Auswertungen einschlägiger Untersuchungen zufolge wird jedes vierte Mädchen und jeder zwölfte Junge sexuell missbraucht. Bei mindestens 75 Prozent handelt es sich bei dem Täter um eine nahe stehende Vertrauensperson (vgl. Gahleitner 2005: 18f.). Dieser kleine Auszug von Fakten unterstreicht, dass es sich nicht um eine seltene Lebenslage handelt. Die Relevanz für die Sozialarbeitspraxis ist unverkennbar.

Eine umfassende Darstellung des gesamten Fallverlaufs und der Daten aus der Akte wäre ein eigenes Unterfangen. Im Folgenden werden ausgewählte Ausschnitte erläutert, die für die Bindungsarbeit besonders relevant erscheinen. Die Magnetnadel des kurzen Überblicks richtet sich vor allem auf den Punkt aus, an dem die durch Menschenhand verursachte Traumatisierung ihre Zerstörung angerichtet hat, nämlich auf das Beziehungsthema. Folgt man Gahleitner (vgl. ebd.: 113), schildern alle sexuellen Gewaltopfer als zentrales Thema der Schädigung den fundamentalen Verlust von Vertrauen in sich und in andere Menschen. Im Sinne der Bindungstheorie spielt das Reparieren und Anknüpfen an die unterbrochene Kommunikation eine signifikante Rolle (vgl. Döring 2004: 196). Die Bindungsarbeit im sozialpädagogischen Alltag ersetzt ausdrücklich nicht den Beziehungsprozess einer Therapie. Durchgängig hervorgehoben wird, dass die Folgen sexueller Gewalterfahrung nicht als „Störung“, sondern als „Traumatisierung“ gelesen werden müssen (vgl. Gahleitner 2005: 96). Auch Becker (vgl. 2013: 104) bescheinigt in diesem Zusammenhang, dass die Erfahrung sexuellen Missbrauchs keine psychische Störung *ist*, sondern vielmehr *bewirkt* sie etwas Verstörendes. Zum Schutz der Klientin wird für sie sowie für die Einrichtung ein Pseudonym verwendet, ebenfalls werden die Orte unkenntlich gemacht und offenkundige Zusammenhänge verfremdet.

Zu Beginn des Jahres 2002 nimmt die 23-jährige Beth erstmals zu ASP e.V. Kontakt auf. Sie wird mit folgendem psychologischen Befund aus der Psychiatrie entlassen, welcher zur Orientierung kurz aufgeführt werden soll: gemäß dem ICD 10 wird eine emotional instabile Persönlichkeitsstörung F60.3 mit einer Panikstörung F41.0, Bulimia nervosa F50.2, rezidivieren-

de depressive Störung F33.1 und Multipler Substanzgebrauch F19.1 diagnostiziert. Erst später kommt die Diagnose Posttraumatische Belastungsstörung F43.1 hinzu. Eine kritische Lesart von Diagnosen wird durchgängig betont. Die Historie zeigt, was Diagnosen und ein rigider Gesundheitsbegriff in den Händen falscher Machthaber bewirken können.

Das Verständnis der salutogenetischen Orientierung bietet Einsichten in Aspekte der Bewältigung und unterstreicht Stressverarbeitungsmediatoren, wie soziale Unterstützung, die Ich-Stärke und Widerstandsressourcen (vgl. Gahleitner 2005: 45). Es wird zur Aufgabe des Sozialpädagogen, Beth zu befähigen, nach der Erfahrung sexueller Gewalt, trotz des Eingriffs in die Integrität und der Erschütterung der Fundamente des Selbst, erneut ein Vertrauen (Kohärenzgefühl) zu entwickeln, dass Situationen erklärbar und vorhersehbar sind, Ressourcen für die einhergehenden Anforderungen entwickelt werden können und es vor allem sinnvoll ist, nicht aufzugeben. Es lohnt sich die Überlegung, wie eine Verbindung zwischen diesen beiden Polen hergestellt werden kann.

Es ist nicht verwunderlich, dass psychosoziale Belastungsfaktoren wie eine inkonsistente Behandlung durch eine Bezugsperson, sexueller Missbrauch durch eine Bindungsfigur, Zeuge sexueller Gewalt in der Kindheit, oder eine Vergewaltigung im Erwachsenenalter eine signifikante Rolle bei der Entwicklung einer Persönlichkeitsstörung spielen (vgl. Buchheim 2008: 259). Anstatt Symptome gestörter Affektregulation zu diagnostizieren, verdienen dissoziative Reaktionen Beths als Folge des in Kapitel 3.3 beschriebenen fragmentierten und desorganisierten inneren Arbeitsmodells eine Würdigung (vgl. ebd.: 263). Sexuelle Gewalt und Misshandlung in den ersten Lebensjahren führen zu erheblichen psychopathologischen Auswirkungen auf die Bindungssicherheit (vgl. Brisch 2012a: 111). Die grundlegende Problematik resultiert aus der Tatsache, dass die sexuellen Übergriffe an dem vitalen Bedürfnis Beths nach Liebe und Zärtlichkeit ansetzten und ihr Vertrauen dabei zutiefst missbraucht wurde (vgl. Gahleitner 2005: 53).

Beth wird drei Jahre nach ihrer Schwester als Zufallskind aus einer anderen Beziehung geboren. Der französische Vater wird aufgrund eines Drogendelikts aus Deutschland ausgewiesen als sie sieben Jahre alt ist. Während dieser ersten Lebensjahre missbraucht der Vater sie sexuell. Trotz des jungen Alters erinnert sie sich an fragmentarische Sequenzen. Sie wird von einem wiederkehrenden Albtraum heimgesucht. Eine große Gestalt beugt sich über sie und dringt mit einem Körperteil in den kindlichen Körper ein. In diesem Traum brechen die bruchstückhaften Erinnerungen über sie herein wie Wellen auf stürmischer See. Nach dem

Aufwachen fürchtet sie zu ertrinken. Ihre Mutter befindet sich selbst in psychotischen Phasen und erfährt nichts von der sexuellen Gewalterfahrung. Beth verfügt über noch keine sprachlichen Repräsentationen und kann nicht verstehen, was mit ihr geschieht. Der Gefühls- und Erregungszustand des Vaters wirkt auf sie zutiefst verstörend. Einen bedeutsamen Faktor der traumatischen Auswirkung des Missbrauchs bilden verwirrende und widerstreitende Gefühle, die sich in eine unheimliche Belastung verwandeln, für die die kleine Beth keine Worte hat. Diese halten die missbrauchte Beth davon ab, über die Tat zu sprechen und lassen sie Stillschweigen bewahren. Das Geheimnis bindet sie an den Täter und verstärkt ihre Abhängigkeit (vgl. Latchem-Smith 2008: 39f.; Becker 2013: 109). Erlebtes Geschehen, das sprachlich nicht dargestellt werden kann, bleibt in seinem Realitätscharakter unsicher. Aufgrund der unreifen kognitiven Entwicklung kann Beth das Missbrauchsgeschehen, das sich vom Alltäglichen abhebt, nicht einordnen und verarbeiten (vgl. Becker 2013: 110). Das Trauma verlangt durch seine besondere Eigenart, dass das Mädchen das wahre Geschehen so tief wie möglich verdrängt und abspaltet (vgl. Garbe 1993: 81). Reagierte sie auf normale Weise, dann würde sie den Vertrauensbruch erkennen und dem Verräter aus dem Weg gehen. Stattdessen muss Beth den Übergriff ignorieren und die Bindung aufrechterhalten, da ein Rückzug lebensbedrohlich wäre (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 48). Würde sie sich an die Vorfälle erinnern und ihrer Mutter davon erzählen, zu der sie ohnehin eine unsichere Bindung hat, hätte sie riskiert, die Liebe und Zuneigung des einzigen Elternteils zu verlieren und von ihm verlassen zu werden.

Durch gezieltes Nutzen der Täterstrategien bleibt der Vater unentdeckt und unbestraft. Das Ziel der Strategien ist es, das Opfer gefügig zu machen und jeden Widerstand zu verhindern und wirkungslos werden zu lassen. Der Täter rechnet damit, dass Beth bei Durchbrechen des Schweigegebots nicht geglaubt und geholfen werden würde (vgl. Roth 2013: 95). Durch Schuldzuweisung und Geheimhaltung erlebt sie sich als aktive Mittäterin. Sie fürchtet die Entdeckung des Geschehens offenbar mehr als der Vater (vgl. Becker 2013: 111). Bis ins Erwachsenenalter spricht Beth daher nicht über ihre sexuellen Gewalterfahrungen. Erneute Übergriffe sollen später für eine Retraumatisierung sorgen. Einer umfangreichen Studie von Russell zufolge beträgt das Risiko rund 80 Prozent, dass sexuell missbrauchte Kinder im Erwachsenenalter wieder Opfer sexueller Gewalt werden. Eine der Ursachen dieser hohen Reviktimisierungsrate sieht sie in einem massiven Verlust des Selbstschutzes (vgl. Gahleitner 2005: 33).

An dieser Stelle ist es hilfreich, einen Einblick in das Erleben Beths und in ihre subjektive Befindlichkeit zu geben. In der Inzestfamilie wird die bestehende Vertrauensbeziehung benutzt, um eine körperliche Nähe herzustellen, die der Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse der geliebten Bezugsperson dient (vgl. Becker 2013: 109). Der Täter schleust sich in die kindliche Fantasie ein, um sie in seinem Sinne umzufunktionieren (vgl. ebd.: 111). Zunächst wird das Kind mit den sexuellen Wünschen vertraut gemacht. Die anfängliche besondere Zuwendung in Form von „Streicheln“ steigert sich meist mit zunehmendem Alter des Kindes durch heftigere Übergriffe. Veranschaulicht wird diese Anfangsphase in einer Passage aus dem autobiographischen Roman von Hassenmüller (vgl. 2004: 18f.):

„Psst“, sagte Pappi und legte den Finger auf den Mund. „Mutti darf nichts hören, sonst wird sie böse.“ Gaby nickte und schmiegte sich an Pappi. „Und das kleine Zuckerpüppchen hatte einen kleinen, dünnen Bauch.“ Pappi strich mit seinen Fingern über ihren Bauch. Beinahe hätte Gaby wieder gelacht, denn das kitzelte, aber schnell schluckte sie das Lachen hinunter. „Und was hat das kleine Zuckerpüppchen noch mehr?“ Pappis Finger glitten in ihren Schlüpfer und streichelten ihre Muschi. Erschrocken presste Gaby ihre Beine zusammen. „Das darf man nicht“, sagte sie. Doch Pappi hörte nicht, seine Finger taten ihr weh, als er sich zwischen ihre Beine zwängte. „In einer Geschichte darf man alles.“ Er streichelte sie. „Gefällt dir das nicht?“ Gaby kniff die Augen fest zusammen. „Nein“, sagte sie. „Hör auf, das ist eine doofe Geschichte.“ „Ich will aber nicht aufhören“, sagte Pappi leise [...]. Er bohrte tiefer mit seinen Fingern in ihrer Muschi. „Mir gefällt es“, sagte er und atmete heftig. Nach einer Weile hörte er auf und zog seine Hand aus ihrem Schlüpfer und gab ihr einen kleinen Klaps auf den Po. „Dass du nichts der Mutti erzählst. Dann wird sie ganz böse auf dich und ich mag dich auch nicht mehr. Das ist jetzt unser Geheimnis.“ Gaby gefiel das Geheimnis nicht, außerdem tat ihr beim Pipimachen alles weh.“

Die weitere Szene aus dem autobiographischen Roman von Latchem-Smith (vgl. 2008: 48ff.) zeigt, wie der Vater seine Übergriffe steigert:

„Ich [...] wusste noch nicht einmal genau, was Sex war. [...] Also saß ich einfach nur da, starr wie ein Stein. Es kam mir vor, als könnte ich mich nicht mehr regen, als könnte ich nicht mehr logisch denken, als würde ich nichts mehr fühlen. Tausende von Gedanken schossen mir durch den Kopf. Was sollte ich antworten? [...] Mein sehnlichster Wunsch war es, meinen Papi nicht zu verärgern. Ich hatte so viel Angst, ihn zu verletzen oder zu erzürnen, dass mir nichts mehr einfiel. [...] Als ich ihm schließlich den Blick zuwandte, stellte ich fest, dass er bereits die Hose geöffnet hatte und die Hand an seinem Willy auf und ab bewegte. Ich setzte mich auf seinen Schoß, wie er es verlangt hatte. Papi fasste mir zwischen die Beine und rieb mit den Fingern an meinen entblößten Genitalien. Dann versuchte er, mir seinen Willy in die Vagina zu stecken. Er fragte, ob es in Ordnung sei. Ich nickte nur. Also setzte er seine Versuche fort. Kurz darauf merkte er allerdings, dass es ihm nicht gelingen würde, in mich einzudringen. [...] Er fragte, ob ich nicht an ihm ‚lutschen‘ wollte, und wies auf seinen entblößten Willy. Ich war entsetzt. Warum, um alles auf der Welt, sollte ich daran lutschen wollen? War das wirklich etwas, was Leute machten? [...] Allein bei dem Gedanken wurde mir so übel, als hätte er mich aufgefordert, eine Nacktschnecke zu essen. Doch er blieb hartnäckig und fragte: ‚Was ist?‘ [...] Ich fürchtete nicht, dass er wütend werden oder mich irgendwie bestrafen würde. Doch ich wollte ihn nicht enttäuschen. Auf keinen Fall wollte ich die Liebe und Zuneigung des einzigen Elternteils verlieren, das mir diese Gefühle gezeigt hatte.“

Es bedarf individuelle Hilfen und es ist ein langer Weg, um frühe traumatische Erfahrungen dieser Art zu bewältigen. Professionelle Begleiter werden dabei persönlich und fachlich gefordert (vgl. Becker 2013: 115). Es wird deutlich, dass die fachliche Qualifizierung unver-

zichtbar ist, um nicht mit Ohnmachtsgefühlen, Unglauben, Ängsten, oder Hilflosigkeit zu reagieren, wenn der Sozialarbeiter mit Betroffenen in Kontakt kommt (vgl. Roth 2013: 100). Die eben zitierten Passagen sollen einen Nachvollzug erleichtern, mit welchen Herausforderungen der Sozialpädagoge Beths konfrontiert ist.

Die Herausforderung besteht aus einem adäquaten Umgang mit Beth unter Berücksichtigung des Hintergrunds ihrer Schwierigkeiten. In der Hilfeplanung geht es ausdrücklich nicht um die Aufnahme alles Belastenden des Traumas, um es einzeln anzuschauen. Durch eine genauere Betrachtung dessen, was Beth momentan belastet, würde es von ihr noch intensiver wahrgenommen werden und die Welt würde damit nicht übersichtlicher erscheinen (vgl. Hantke/Görges 2012: 155). Das gesunde Gewebe muss erst wachsen, bevor eine alte Narbe geöffnet werden kann. Nach diesem Verständnis ist ausreichende Stabilität die Voraussetzung für eine Integration und die Betonung des Unterlassens von Trauma-Expositionstechniken unverkennbar (vgl. ebd.: 103).

Für den weiteren Verlauf ist eine signifikante Bindungsbeziehung aus früheren Jahren festzuhalten, auf die an anderer Stelle zurückgegriffen werden soll. Aufgrund der fehlenden Beziehung zur Mutter verbringt Beth als Kind die meiste Zeit bei Nachbarn. Mit 14 Jahren zieht sie zur Halbschwester. Sie wohnt abwechselnd dort, bei den Nachbarn oder bei einem Partner. Der Konsum von Drogen, vor allem Kokain, und eine Essstörung rücken in den Mittelpunkt. Durch das Erbrechen versucht sie etwas loszuwerden, das in ihr ist – ein Gefühl, ein Selbstbild. Mit dem 16. Lebensjahr schließt sie die Hauptschule ab. Daraufhin beginnt sie eine Ausbildung zur Friseurin, welche sie ein Jahr später abbricht. In der Folgezeit arbeitet Beth zeitweilig in der Telefonzentrale einer Computerfirma. Es ist eine unstete Zeit, geprägt von einer riskanten Lebensführung und Partys. Ihre erste Partnerbeziehung hat sie bereits mit 12 Jahren. Einerseits ist sie süchtig nach Zuwendung, denn um sich innerlich sicher zu fühlen, braucht sie die Gewissheit, geliebt zu werden. Zugleich kann sie niemanden wirklich nahe an sich heranlassen. Im Juli 1999 wird aus einer Drogenbeziehung ihr Sohn geboren. Die Schwangerschaft stellt sie während eines Klinikaufenthaltes fest. Dort wird der Gedanke einer Pflegefamilie angeregt, wogegen sich Beth jedoch deutlich ausspricht. Zunächst besteht kein Kontakt zum Vater. Sie lebt von Sozialhilfe und Gelegenheitsarbeiten. Das erste Jahr bewältigt sie mit Hilfe einer Tagesmutter. Während eines zweiten Klinikaufenthalts wird ihr Kind von ihrer Mutter versorgt. Nachdem die Mutter in eine psychotische Krise gerät, greift das Jugendamt ein und möchte einen Heimaufenthalt bewirken.

Als Beth 2002 zu ASP e.V. kommt, beinhalten die ersten dringlichen Ziele, die Suche nach einer Wohnung für sie und ihren Sohn, die gerichtliche Einigung um das Sorgerecht und damit einhergehend die Unterstützung bei der Erziehung und Versorgung des Kindes. Nach einer Zuspitzung von Auseinandersetzungen mit ihrer Mutter wird ein Polizeieinsatz notwendig. Beth kann sich nicht mit ihrer Mutter in einer Wohnung aufhalten und ebenfalls steht außer Frage, dass sie ihr 2,5 Jahre altes Kind bei ihr zurücklässt. Um Obdachlosigkeit zu vermeiden, zieht Beth zusammen mit ihrem Sohn in das Kinderheim, wo sie für die Dauer der Wohnungssuche verbleiben kann. Es dauert ein Jahr bis sie eine Wohnung bezieht. Ebenso muss gerichtlich geklärt werden, ob Beth aufgrund ihrer psychischen Beeinträchtigungen fähig ist, für ihren Sohn zu sorgen. Die Großmutter streitet um das Sorgerecht. Dieses Ansinnen ist kritisch zu bewerten, erscheint es doch offensichtlich, dass Beths Mutter nicht imstande ist, für ein Kind zu sorgen. Beth hat Angst, dass ihr Sohn das gleiche Schicksal erleidet, unter dem sie gelitten hat. Sie zeigt große Ambivalenzen im Umgang mit ihrem Kind. Durch negative Erinnerungen erlebt sie Angst und Spannungen. Bei unverarbeiteten Traumata ist es nach Brisch (vgl. 2012: 271) naheliegend, dass das Kleinkind in bestimmten affektvollen Risikosituationen durch sein Verhalten alte, nicht vernarbte Wunden aus traumatischen Erfahrungen Beths reaktiviert und sie somit aus ihrer notdürftigen emotionalen Kontrolle herauslöst. Beth wird dann von diesen Affekten überschwemmt und verhält sich ihnen entsprechend, oft nicht mehr kontrollierbar. Die Entwicklung von Ressourcen ist potenziell bedeutsam, damit sie für das Kind verlässlich emotional und pflegend zur Verfügung stehen kann. Starke negative Reize sind für die kindliche Entwicklung per se schädlich.

Für diese alltagsorientierten und existenziellen sozialpädagogischen Aufgaben muss der Bezugsbetreuer zunächst eine verlässliche Basis aufbauen. Seine Bemühung besteht nun darin, Beth auf der Beziehungsebene zu erreichen, die entstandenen Verletzungen zu überwinden und einen Zugang zum zerbrochenen Bindungsgefüge zu erhalten (vgl. Gahleitner 2005: 119). Beth steht vor der Herausforderung, wieder Vertrauen zu entwickeln und sich an Bindungschancen anzunähern (vgl. ebd.: 120). Die Bindungsbeziehung zum Bezugsbetreuer stellt eine Alternativerfahrung für früh erfahrene Bindungsunsicherheiten durch das Trauma dar und wirkt in dieser Form direkt auf das zutiefst verunsicherte Bindungssystem der jungen Frau. Bei erfolgreichem Aufbau einer Bindung ermöglicht das Explorationssystem eine Öffnung für Interventionen und Veränderungsprozesse, neue kognitive sowie emotionale Erfahrungen und Entwicklungen. Diese sind nun sekundärer Natur, d.h. durch bereits vorhandene Erfahrungen aus der Kindheit geprägt (vgl. ebd.: 123). Hier kann an die frühen positiven Bindungserfahrungen mit Beths Nachbarn angeknüpft werden. Sie stellen einen signifikanten Schutzfaktor

dar. Das Bestehen einer förderlichen Bindung ermöglicht einen direkten Risikopuffer gegen negative Einwirkungen jedweder Art (vgl. ebd.: 62f.). Infolgedessen stellt der Bezugsbetreuer fest, dass die Bindungsfähigkeit von Beth „nicht gleich Null ist“. Diese unterstützende und positive Begegnung bildet eine grundlegende „schützende Inselerfahrung“ (vgl. ebd.: 91). In diesem Zusammenhang verweist auch Hüther (vgl. 2006: 107) darauf, dass das Bild einer einzigen entscheidenden Begegnung für immer in uns getragen werden kann. Im weiteren Verlauf gelingt es dem Bezugsbetreuer eine heilsame Beziehung aufzubauen, die in die Herstellung und Aufrechterhaltung der sozialpädagogischen Bindung auf der Basis einer „unausgesprochenen Affekt Abstimmung“ und eines bedeutungsvollen „affektiven Klimas“ mündet. Gefragt ist eine empathische, aufrichtige und dialogische Grundhaltung (vgl. Gahleitner 2005: 109).

Aus dem Klinikbericht kann Folgendes entnommen werden:

„Bei abwesendem Vater und ambivalent gebundener Mutter mit emotional abwesenden übergriffigen Seiten ist die Entwicklung durch basale strukturelle Defizite, vor allem in der Selbstregulation, beeinträchtigt. Bindungsbedürfnisse werden durch Verleugnung und Reaktionsbildung abgewehrt, sofern sie mütterliche Objekte betreffen, andererseits verschoben auf die Ebene der Partnerschaften, in welchen wiederum ein dependentes und süchtiges Verhalten, die eigenen Autonomiebedürfnisse verleugnendes Bindungsverhalten resultiert.“

Um das gewonnene Vertrauen Beths beizubehalten, übernimmt der Sozialarbeiter Partei für sie, setzt sich für sie ein und traut ihr nach außen hin zu, dass der Sohn bei ihr aufwachsen kann und spricht sich auch gegen eine Pflegefamilie aus. Er möchte das überwundene anfängliche Misstrauen Beths nicht gefährden, das im Zuge ihrer Verletzungen als Schutz vor weiteren Retraumatisierungen fungierte. Ob Beth tatsächlich nach frühen Traumata über ausreichend innere Sicherheit und emotionale Stabilität verfügt, um diese Aufgabe zu bewältigen, ist zu diesem Zeitpunkt nicht eindeutig zu beantworten. Diese Vorgehensweise sieht er im Nachhinein selbst als reflexionsbedürftig an, er hat das Gefühl „sich weit aus dem Fenster gelehnt zu haben“. Im Rahmen der Interessenvertretung ist der Sozialarbeiter auch den Grundsätzen seiner Profession verpflichtet. Hervorzuheben ist eine reflexive Parteilichkeit, die vor einer naiven Solidarität mit Beth schützt. Erwägungen der advokatorischen Ethik dürfen nicht vernachlässigt werden, um sicher zu gehen, dass das Kindeswohl nicht gefährdet ist. Nur dann wäre eine eingeschränkte Fähigkeit zur Interessenwahrnehmung Beths begründet und ein Eingriff entgegen der anwaltlichen Vertretung legitimiert (vgl. Ansen/Röh 2014: 36f.). Im Sinne der salutogenetischen Orientierung vertraut er auf ihre Ressourcen. Abschließend geht das alleinige Sorgerecht erfolgreich an Beth.

Im weiteren sozialpädagogischen Alltag steht die Unterstützung bei der Lebensbewältigung Beths im Fokus. Ausschlaggebend trägt sie nicht nur für sich selbst die Verantwortung, sondern auch für das Kind. Sie soll fachkundig dabei unterstützt werden, einen Umgang mit ihrer Erkrankung zu erlernen. Es ist bedeutsam, sie in krisengeschüttelten Zeiten aufzufangen. Dies soll erreicht werden mittels einer Sicherstellung der Erreichbarkeit durch Rufbereitschaft auch außerhalb der üblichen Dienstzeiten. Beth gerät immer wieder in tiefe Krisen geprägt von Grübeleien, Leidensdruck unter ihrem Körpergewicht, innerer Leere und Orientierungslosigkeit, Versagensängsten, Schuldgefühlen, depressiven Tendenzen und Suizidgedanken. Im Moment einer Krise verändert sich Beths Wahrnehmung. Ein Abgleich eintreffender Informationen durch den Hippocampus mit dem Neokortex bleibt aus und die hohe Spannung des Körpers behindert den Zugriff auf die Ressourcen des steuernden und beobachtenden Denkens. Als Folge verändert sich ihre zeitliche Wahrnehmung und ihre Selbstwahrnehmung elementar (vgl. Hantke/Görges 2012: 127). Der Sozialpädagoge macht es sich stets zur Aufgabe, sie aus der Versenkung wieder hervorzuholen. Das Vertrauen ist mittlerweile gefestigt und während einer Krise startet Beth den Versuch, sich über Details ihres Erlebens des sexuellen Missbrauchs zu öffnen, da ihre Erinnerungen hartnäckiger werden. Gleichzeitig offenbart sie eine Vergewaltigung auf einer Party als 19-jähriges Mädchen.

Der Sozialpädagoge reagiert einfühlsam und macht sie auf ihre persönlichen Grenzen aufmerksam. Er möchte sie daran hindern, ihm Genaueres zu erzählen, um nicht traumatisches Material zu evozieren. Die Etablierung von Sicherheit steht im Vordergrund und um das gereungene Bindungsverhalten besteht Sorge. Grenzssetzungen jeder Art werden von Beth als starke Zurückweisung erlebt, die ihr Vertrauen auf eine schwere Probe stellen. Der verantwortungsvolle Umgang mit diesem „Aufdeckungsraum“ stellt allerdings eine Kernaufgabe der fachkompetenten Begleitung des Traumaopfers dar. Einer Reviktimisierung und sekundären Traumatisierung muss ausdrücklich vorgebeugt werden (vgl. Gahleitner 2005: 103). Bei einer Reaktion auf Auslöser und in Folgetraumatisierungen werden ganz wesentlich das Wahrnehmungsniveau, die Perspektive und die körperliche Reaktion zum Zeitpunkt der initialen Traumatisierung reaktiviert (vgl. Hantke/Görges 2012: 89). Treten Ähnlichkeiten mit alten Situationen auf, erfolgt nach diesem Verständnis das Erleben von Gefühlen und auftauchenden Erinnerungsfetzen wie in der unverarbeiteten Situation (vgl. ebd.: 67). Geboten ist eine präzente, behutsame und sensible Gestaltung der Begegnung. Selbstreflexion und Selbstfürsorge aufseiten des Sozialarbeiters schützen Beth. Spezielle Dynamiken und Missverständnisse können dadurch vermieden werden (vgl. ebd.: 161). Durch seine Reaktion bietet der professionelle Helfer Orientierung. Hilfreich ist ein stabiles Gegenüber, das die Angst

wahrnimmt und dennoch gelassen bleibt, das den Schrecken spürt und dennoch weiter atmet, das ganz bei sich bleibt während Beth sich auflösen droht. Unter diesen Vorzeichen bildet er ein Vorbild für sie. Die Erfahrung, wie der „Stärkere“, derjenige mit mehr Möglichkeiten, reagiert, ist entscheidend für das eigene Verhalten (vgl. ebd.: 163).

Eine klare Aufteilung der verschiedenen Professionen des Hilfenetzes auf die jeweils anfallenden Aufgaben (Rechtsbereich, Prozessbegleitung, administrative Unterstützung, Betreuung, Therapie) ist potenziell bedeutsam. Diese Aufteilung muss auch für Beth verständlich gemacht werden, so dass sie Verantwortung übernimmt und Überschneidungen vermieden werden (vgl. Gahleitner 2005: 105). Angesichts der Vergewaltigung erstattet Beth eine Anzeige gegen Unbekannt, doch es kommt nicht zum gerichtlichen Prozess. Ein solcher Prozess wäre höchst belastend und bedeutungsvoll für sie gewesen und hätte massiv in einen Heilungsverlauf eingegriffen (vgl. ebd.).

Die Arbeit an Emotionen in der Traumatherapie birgt große Gefahren. Eine Rekonstruktion des sexuellen Traumas erfordert ein von der Alltagswelt deutlich getrenntes und stark geschütztes Setting (vgl. Gahleitner 2005: 101f.). Wenn Beth sich im Alltag wieder orientieren und ihre Emotionen regulieren kann, ist eine Konfrontation mit dem alten Erleben in einer Traumatherapie sinnvoll (vgl. Hantke/Görges 2012: 107). Diese kann erst auf dem Boden einer tragfähigen therapeutischen Beziehung, nach Internalisierung und ausreichend guter Beziehungserfahrung, genügend entwickelten Ich-Stärken und einem stabilen Abwehrsystem erfolgen. Eine Aufarbeitung traumatischer Erfahrung auf Kosten der Alltagsfähigkeit und unter Vernachlässigung zentraler Entwicklungsaufgaben wirkt sich per se ungünstig aus (vgl. Gahleitner 2005: 104). Ausschlaggebend sind Beths aktuelle Lebenssituation und ihre Persönlichkeitsstruktur. Zunächst ist die Exploration ihres Traumas daher in ruhigere und sichere Phasen zu verschieben. Die Versorgung ihres Sohnes muss gewährleistet bleiben und stellt weiterhin eine zentrale Anforderung dar.

Ein Mindestmaß an relativer Sicherheit ist grundlegend. Interpersonelle Sicherheit bildet die Voraussetzung für einen Neuaufbau der erschütterten intrapersonellen Selbstsicherheit. Auf dieser Basis können eine Stabilisierung der psychologischen und physiologischen Reaktionen und die Erschließung sozialer Ressourcen erfolgen. In sozialer Isolation und ausschließlich aus eigener Kraft ist eine Überwindung des Misstrauens Beths gegenüber sich und der Welt nahezu unmöglich (vgl. ebd.: 46). Soziale Unterstützung als Schutzfaktor hat zweifellos positiven Einfluss auf die Bewältigung sexueller Traumatisierung (vgl. ebd.: 61). Nachholende

Unterstützung bei früher Vernachlässigung durch fehlende oder schädigende Bindungen ist mittels einer zentralen Stimulierung des Hirnstamms möglich. Eine Voraussetzung hierfür bildet die Wiederholung. Es ist besonders relevant, die Neuordnung und Beruhigung häufig und über einen längeren Zeitraum in den Alltag Beths einzubauen. Wenn die neue Erfahrung immer wieder auftaucht und zu einem Bestandteil ihres Lebens wird, stellt sich ihr Hirnstamm um und integriert die Information in eine neue Struktur (vgl. Hantke/Görges 2012: 119). Der hohe Stellenwert von Bindung und Beziehung wird abermals unterstrichen.

Die im limbischen System geregelten Beziehungsaspekte des emotionalen Lernens müssen ebenso schrittweise neu vollzogen werden (vgl. Hantke/Görges 2012: 122). Durch frühe Misshandlung wird nicht selten eine Angstbindung entwickelt, welche auf mangelnder Bindungssicherheit basiert und eine verzweifelte Suche nach einer verlässlichen Bindungsperson verursacht. Die Menge und Stärke des Bindungsverhaltens ist nicht gleichzusetzen mit der psychischen Sicherheit, die daraus entsteht. Beth fällt es schwer, auf die Bindung zu vertrauen. Es herrscht dauernder „Feueralarm“ (vgl. ebd.: 53). Jeder erneute Verlust macht sie misstrauischer gegenüber neuen Bindungsangeboten, doch andererseits umso sehnsüchtiger in den Erwartungen und Hoffnungen auf das Gelingen einer Bindung (vgl. ebd.: 119). Ein instabiles Identitätsgefühl ist zentral für eine diffuse Angst, vom idealisierten Objekt verlassen zu werden (vgl. Buchheim 2008: 263). Zudem wird Beth von einer intensiven Angst vor dem Alleinsein und einer schlecht ausgeprägten intra-psychischen Verankerung wichtiger Bezugspersonen beherrscht und in Folge verwechselt sie die Abwesenheit Anderer mit manifester Verlassenheit (vgl. ebd.: 260). Der Angst des Alleingelassenwerdens ist ein Kind ausgesetzt, ohne ihr etwas entgegensetzen zu können. Eckardt (vgl. 2005: 19) postuliert unverarbeitete kindliche Ängste, wenn ein Erwachsener von der Angst vor dem Alleingelassenwerden überflutet wird. Der professionelle Begleiter entscheidet sich, den Bindungswünschen Beths aktiv einbettend entgegenzukommen. Er nimmt eine schützende Rolle ein, die Beth als innere Instanz und Ressource anerkennt.

Kommunikative, künstlerische und kreative Prozesse tragen einer emotionalen Entlastung und symbolischer Kontrolle Rechnung. Beth nimmt daher regelmäßig an der Kunstgruppe teil. Es ist entscheidend, Beth Alternativerfahren sowohl von sozialer Unterstützung als auch von Selbstwirksamkeit und Kontrolle über Extremsituationen zu ermöglichen (vgl. Gahleitner 2005: 67). Unter diesen Vorzeichen wird das Sicherheitsempfinden elementar gestärkt (vgl. Hantke/Görges 2012: 144). Der Bezugsbetreuer arbeitet mit Beth an positiven Kognitionen, welche die Widerstandskraft stärken. Ein stabiles positives Selbstwertgefühl, eine bewusste

Distanzierung von den Vorgängen und eine externe Attribuierung der Verantwortung für den sexuellen Missbrauch können wesentlich dazu beitragen, die traumatische Belastung zu mindern (vgl. Gahleitner 2005: 40f.). Diese Einsichten führen zur Auflösung verzerrter Wahrnehmungen. Die Identifikation ihrer angstmachenden Symptome als normale Reaktionsfolge auf ein unnatürliches Ereignis entlastet sie von der Angst, verachtungswürdig oder verrückt zu sein (vgl. ebd.: 97). Hierfür stellt der Sozialarbeiter ein Grundgefühl des Angenommenseins her, indem er an Beth glaubt. In einer empathischen und machtsensiblen Atmosphäre lässt er sich auf einen aufrichtigen Dialog ein und verkörpert unmittelbare Menschlichkeit (vgl. ebd.: 92).

Traumatische Erinnerungen sind hartnäckig und stören nicht selten die Aufmerksamkeit für das Leben im Hier und Jetzt (vgl. Hantke/Görges 2012: 246). Die Aufmerksamkeit Beths gleitet leicht in eine andere Zeit oder in einen anderen Gefühlszustand. Dann ist der Sozialpädagoge gefordert, sie in der Gegenwart zu verankern, sie wieder in ihren Ressourcenbereich zurückzuholen und sie dabei zu unterstützen, sich zu reorientieren. Bei der Reorientierungsarbeit ist für ihn das klare Wissen bedeutsam, dass es sich um ein unverarbeitetes Geschehen Beths handelt, welches primär nichts mit ihm als Gegenüber zu tun hat (vgl. ebd.: 210ff.). Eine einfache und alltagstaugliche Übung, die sich für den Bezugsbetreuer als Anleiter anbietet, stellt die „5-4-3-2-1 Übung“ dar. Hier geht es darum, Beth zunächst jeweils fünf Dinge aufzählen zu lassen, die sie sieht, hört und spürt. Die Übung wird wiederholt mit sinkender Anzahl der Dinge. Erlebt Beth überflutende Gedanken und Zustände während des Alleinseins, sind für die eigene Stabilisierung und zum Angstabbau Übungen hilfreich wie beispielsweise die Installation eines imaginären sicheren Ortes oder das Rufen eines inneren Helfers als Begleiter an der Seite (vgl. ebd.: 328ff.).

Eine Stabilisierung vor einer Therapie kann viele Jahre beanspruchen, in denen Beziehungen als verlässlich erlebt werden und Unverletzlichkeit, Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten der Abgrenzung und Selbstfürsorge wachsen (vgl. Gahleitner 2005: 108). In weiteren Klinikaufenthalten nähert sich Beth langsam ihrem Trauma, doch eine Traumabearbeitung findet noch nicht statt. In einer Krisenzuspitzung folgt ein Schwangerschaftsabbruch. Im August 2007 wird sie wieder schwanger. Sie ist in starken Ambivalenzen verhaftet, denkt über einen weiteren Schwangerschaftsabbruch nach und lässt aber die Fristen verstreichen. Als die Entbindung vollzogen ist, entwickelt sie zunehmend Stabilität. Sie scheint nun in der Lage zu sein, für das zweite Kind besser zu sorgen. Der ältere Sohn zeigt Verhaltensauffälligkeiten in der Schule. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten übernimmt Beth Verantwortung und organisiert zahlreiche

Termine bei Ärzten, Psychologen und Ergotherapeuten. Ebenso möchte sie unabhängig von staatlicher Hilfe sein. Aus einer materiellen und psychosozialen Perspektive erscheint es sinnvoll für Beth, mehr Selbständigkeit und Unabhängigkeit von fremder Unterstützung zu erreichen. Ihr Bezugsbetreuer begleitet sie bei diesem Schritt ins Arbeitsleben und bei der Organisation einer Tagesmutter für das jüngere Kind.

Der Sozialpädagoge hat mittlerweile die Rolle des „Hausfreunds“ für Beth übernommen. Für Beth stellt er wohl eine Vaterfigur dar. Der Betreuer geht diesen Schritt mit. Solange romantische und sexualisierte Gefühle nicht im Raum stehen, kann er sich damit abfinden. Professionelle Distanz, aufgezwungene Deutungsmuster und belastende Gegenübertragungen können Beths Gefühl von Beziehungslosigkeit und Ohnmacht nur verstärken und würden sich als hinderlich für den Bewältigungsprozess auswirken (vgl. ebd.: 81). Gahleitner (vgl. ebd.: 122) weist darauf hin, dass rigide Konzepte von Abstinenz wenig hilfreich sind. Berührungen und Körperkontakt sind für die Entwicklung von Bindungssicherheit unterstützend. Es ist immer wieder auszuloten, welcher Umgang mit Berührungen bei der sexuell traumatisierten Beth möglich ist. Signale müssen interpretiert werden, wann eine Berührung erwünscht oder auf keinen Fall geboten ist. Die Weihnachtszeit stellt eine krisenbesetzte Phase dar, in der ein stabiles Lebensumfeld signifikant ist. Gleichzeitig fällt der Geburtstag Beths in diese Zeit. In einer spontanen Aktion fährt der Bezugsbetreuer mit Beth einen Weihnachtsbaum einkaufen, damit das bedeutungsvolle Weihnachten für die Kinder gesichert ist. In einem intensiven Augenblick befreit die Sonne Beths Seele von allem Darüberliegenden aus der Vereisung und in einem Moment der Beglückung und emotionaler Überwältigung zeigt Beth große Dankbarkeit. In diesem persönlich geprägten Moment lockert der Bezugsbetreuer seine Grenzen, überwindet die räumliche Kluft und nimmt Beth in den Arm, um ein gewisses Maß an menschlicher Wärme zu vermitteln.

Nicht die Vollkommenheit, sondern der Umgang mit den eigenen Schwächen ist entscheidend (vgl. Schmidbauer 1979: 10). Nur so kann sich der Sozialarbeiter im Sinne Bubers für eine wirkliche Begegnung öffnen, die gleichermaßen als gegenseitig erlebt wird (vgl. Gahleitner 2005: 111). Er begleitet das gesamte dramatische Geschehen mit all seinen Sinnen. Durch Rücksprache im Team erfährt er Gewissheit, dass seine Emotionen, die er in die Bindungsarbeit mit einbringt, sein klares Denken nicht blockieren. Nach einer gründlichen Beleuchtung kommt der Bezugsbetreuer zu der Erkenntnis, dass Beth ihn etwas „ent-idealisieren“ sollte.

Diese Intervention setzt er um, indem er sich leicht aus dem Geschehen herauszieht und eine zweite Betreuerin installiert. Beth soll von nun an eine zweite Ansprechpartnerin in ASP e.V. zur Verfügung haben. Dies entlastet ihren Betreuer insbesondere auch in Krankheits- und Urlaubszeiten. Beth nimmt diese Neuigkeit zunächst mit Verwirrung auf. Durch ihre hohe Sensibilität für Inkongruenzen (vgl. Gahleitner 2005: 111) wird ihr Vertrauen abermals auf eine Probe gestellt, doch aufgrund der bereits aufgebauten Bindungssicherheit gelingt eine Gewöhnung mit der Zeit. In der Lesart der Bindungstheorie kann ein sicher gebundenes Kind auf die Bindung so stark vertrauen, dass das Bindungssystem normalerweise nur geringfügig aktiviert ist (vgl. ebd.: 53). Der Bezugsbetreuer bildet weiterhin einen zentralen stabilisierenden Bezugspunkt für den Lebensalltag Beths (vgl. ebd.: 52). Entwickeln sich mehrere Bindungsbeziehungen, so spricht Bowlby von der Hierarchie von Bindungspersonen. Es entsteht eine Rangordnung, an deren Spitze die primäre Bezugsperson steht (vgl. ebd.: 50; Grossmann/Grossmann 2001: 38).

Aktuell lebt Beth weitgehend unabhängig vom Bezug sozialer Sicherung und arbeitet in einem Kindergarten. Der ältere Sohn befindet sich in Psychotherapie. Während ihrer Berufstätigkeit kümmert sich der Vater um den jüngeren Sohn. Gemäß einem Klinikbericht werden „vor dem Hintergrund eines mangelnden Ur-Vertrauens Anforderungen weiterhin schnell als Überforderung erlebt“. Eine stationäre Unterbringung aufgrund akuter Krisen ist in regelmäßigen Abständen notwendig. Laut Aktenvermerk besitzt Beth

„viele Ressourcen, um sich mit der jetzt erreichten guten Stabilität und allgemeinen Lebenssituation zufrieden geben zu können, auf der anderen Seite ist sie noch zu krank, diese kompetente Seite voll ausleben zu können.“

Gibt es für eine Traumatherapie auch in der Zukunft keine Möglichkeit, so postuliert Gahleitner (vgl. ebd.: 61), besteht das Risiko einer Verschlechterung oder eines plötzlichen Ausbrechens posttraumatischer Symptomatik. Unbewältigte Traumata stellen für alternde Menschen eine schwierige Entwicklungsaufgabe dar, für die es vom psychosozialen Versorgungssystem wenig Unterstützung gibt. „Flashbacks“ im Sinne einer Übertragung der ursprünglichen Reaktion auf später stattfindende Situationen resultieren ganz wesentlich aus der fehlenden zeitlichen Einordnung. Angesichts der ausgeschalteten Funktion des Hippocampus wurde das Erleben in unzusammenhängenden Eindrücken abgespeichert. Das bewusste Denken kann Hinweisreize nicht isolieren. Eine zentrale Hauptaufgabe besteht daher aus der Herstellung von zeitlicher Einordnung (vgl. Hanke/Görges 2012: 68f.).

Eine bevorstehende Herausforderung wird der Renteneintritt Beths Betreuers zum Frühjahr 2018 darstellen. Über einen Umgang mit diesem Ereignis ist der Sozialpädagoge mit Blick

auf die starke Bindung an ihn noch nicht entschieden. Unter Umständen möchte er die Betreuung ehrenamtlich fortsetzen. Seine Überlegung resultiert u.a. aus starken Bedenken, dass Beth eine Ablösung nicht verkraften würde und eine hochgradige Retraumatisierung zu befürchten wäre. Ein Abschied impliziert ein zentrales bedeutungsschweres Thema. Grundsätzlich sollte die sozialpädagogische Beziehung so gestaltet sein, dass Beth selbständig werden kann und nicht in der Abhängigkeit verharret (vgl. Ansen 2006: 109). Ansen (vgl. ebd.: 114) bezieht sich auf Bollnow und spricht von der Hoffnung nicht nur auf absehbare Veränderungen, sondern auch auf einen Ausweg aus Problemen, der heute noch nicht sichtbar ist. Diese Fähigkeit, wieder selbständig zurechtzukommen, sollte Beth zugetraut werden. Nach 16 Jahren von Nachnahrung und Nachsozialisation wäre in der bindungstheoretischen Perspektive das Halten eines möglichen lockeren Kontaktes in einem neuen Abschnitt der ehrenamtlichen Phase denkbar. Dies würde analog einer Eltern-Kind-Beziehung entsprechen, aus der das Kind herausgewachsen ist. In jedem Fall erfordert ein Abschied besondere Aufmerksamkeit, da in ihm Beziehungs- und andere Konflikte erneut aktualisiert werden können (vgl. Gahleitner 2005: 102). Der Sozialarbeiter ist gefragt, auf seine Gegenübertragungen zu achten, die ihm aufgrund seiner Bewusstheit gegenüber der eigenen Lebensgeschichte die Möglichkeit geben, das Abschiedsgeschehen empathisch zu begleiten und zu verstehen (vgl. Garbe 1993: 30). Nicht zuletzt sei auf den hilflosen Helfer hinzuweisen. Ein Helfer-Syndrom kann sich ungünstig auswirken, wenn es dem Helfer unbewusst bleibt und ohne weitere Überlegungen in die Handlung umgesetzt wird. Gefahr droht, wenn aus einer genaueren Erkenntnis eine Reaktionsbildung folgt, indem der Helfer sein bisheriges Schema durch eine überraschende neue Verhaltensmöglichkeit rigide ersetzt. „Während er vorher die Selbständigkeit seines Klienten durch seine überbeschützende Sorge blockierte, verfährt er nun nach dem Rezept, die beste Methode, Schwimmen zu lehren, sei es, den Schüler ins Wasser zu werfen.“ (Schmidbauer 2005: 205f.) Folgt man Schmidbauer, muss unterschieden werden zwischen Helfen als Abwehr und Helfen als ich-gesteuerte Aktivität. Zusammenfassend ist die Gestaltung von sanften Übergängen instruktiv.

Es wurde gezeigt, dass die Möglichkeit, Traumata zu verarbeiten, von Begegnungen im späteren Leben und von einer sicheren Bindungsbasis abhängt. In der weiteren Auseinandersetzung sollen im dritten Teil handlungsmethodische Anforderungen und Perspektiven an die Beziehungsgestaltung abgeleitet werden. Aus der Fallanalyse wird ersichtlich, dass zentrale Interaktions- und Kommunikationsanforderungen, eine durchgängige Selbstreflexivität, das Risiko der Gestaltung von Abhängigkeit und der Umgang mit Abschiedsphasen eine besondere Würdigung verdienen.

III. Teil: Handlungsmethodische Anforderungen und Perspektiven

Die Formulierung von handlungsrelevanten Aspekten und Hauptaufgaben für den Sozialarbeiter in der Bindungsarbeit muss weniger abstrakt-theoretisch, sondern auch im konkreten Zusammenhang mit Praxiserfahrungen erfolgen. Anhand des Fallbeispiels wird deutlich, dass unter diesen Vorzeichen Interaktions- und Kommunikationsprinzipien eine maßgebliche Rolle für die Bindungsarbeit einnehmen (*Kapitel 7*). Hierbei ist eine grundlegende Selbstreflexion wesentlich (*Kapitel 8*). Das Risiko der Gestaltung von Abhängigkeit führt in tiefer reichende Denk- und Verweisungszusammenhänge und zeigt die Unverzichtbarkeit, Nähe und Distanz auf kunstvolle Weise zu verschränken (*Kapitel 9*). Der Abschied bildet ein zentrales sensibles Thema für die Bindungsarbeit (*Kapitel 10*). Ein professioneller, reflektierter und situativ angemessener Umgang wird durchgängig betont.

7 Interaktions- und Kommunikationsanforderungen

Die erarbeiteten Kriterien für Interaktions- und Kommunikationsanforderungen im Geist der Bindungsarbeit orientieren sich am Fall, können aber übergreifend für alle sozialpädagogischen Situationen eingesetzt werden. Es handelt sich um eine Verdichtung der zum Ausdruck gekommenen Prinzipien, deren wesentliche Literaturquellen bereits genannt wurden. Die Aufzählung der neun Thesen erfolgt nicht abschließend.

Erstens sollte der Bezugsbetreuer als *verlässliche Basis* fungieren, von welcher aus der Ratsuchende motiviert wird, zu explorieren und sich für Veränderungen zugänglich zu machen. Auf dem Boden einer sicheren emotionalen Bindungsbeziehung findet er einen seelisch wie geistig adäquaten Partner, der ihn ermutigt, versteht, auf ungelebte Potenziale aufmerksam macht und gelegentlich auch führt. Mit dem Sozialarbeiter findet ein Austausch statt, über potenziell Bedrohliches, dem der Klient bei seinem Erkunden begegnet ist, oder auch über seine Erfolgserlebnisse. Die hergestellte Bindungssicherheit ist ausschlaggebend für innere Sicherheit und eine wesentliche Basis für eine Öffnung zur konkreten Verbesserung der Lebenslage.

Dem zentralen traumatischen Vertrauensmissbrauch ist zweitens durch eine *Alternativerfahrung* zu begegnen. Vielfach ist es ein Ziel des Konzepts, neue Erfahrungen zu ermöglichen, in denen sich negative innere Muster umformen und verändern können. Zum erfolgten traumatischen Machtmissbrauch ist als Kontrapunkt eine empathische, machtsensible und dialogische Grundhaltung instruktiv. Traumatische Erfahrungen werden meist auch in die positive Beziehung mit einem wohlwollenden Sozialarbeiter übertragen (vgl. Hardenberg

2008: 92ff.). Traumabedingtes Verhalten ist Ausdruck einer Bindungserfahrung, auch wenn es für unangemessen eingeschätzt wird (vgl. Hantke/Görges 2012: 91). Daraus ergibt sich die zentrale Chance einer Verarbeitung traumatischer Erfahrungen auf alltäglicher Basis. Erforderlich ist ein bedachter Umgang mit diesen Übertragungen und Projektionen.

Zum dritten ist eine sichere und *solidarische Umgebung* entscheidend für die Bewältigung komplexer Traumata. Dies geschieht auf der Basis einer reflektierten Parteilichkeit und eines fachlich reflektierten Selbstverständnisses. Die Fähigkeit zur Empathie, die es ermöglicht, das Verhalten zu verstehen und angesichts der biografischen Bindungserfahrungen erklärbar und nachvollziehbar zu machen, nimmt eine signifikante Rolle ein. Im Mittelpunkt steht fachspezifisches Wissen über Bewältigungsstrategien, Auswirkungen und Hintergründe. Auf der Basis des Annehmens und Verstehens können neue Lösungen gefunden werden.

Während kritischer Lebensphasen und Ereignissen, die nicht auf Anhieb bewältigt werden können, wird das Bindungsverhalten aktiviert, der Wunsch nach Schutz und Fürsorge. Klienten suchen die Nähe und Erreichbarkeit des Sozialarbeiters und wehren sich heftig gegen unfreiwillige Trennungen. Der Sozialpädagoge sollte sich viertens in seinem *Fürsorgesystem* durch das aktivierte Bindungsverhalten des hilfeschuchenden Klienten *ansprechen* lassen. Mit seiner Zugewandtheit, seiner fachlichen Überlegenheit und elementaren Kompetenzen kann er die Qualität einer Bindungsperson erreichen. Auf dem Boden und innerhalb einer sicheren, aufrichtigen und heilsamen Beziehung soll dem Ratsuchenden dort begegnet werden, wo er sich aus eigener Kraft selbst hinbewegen kann. An diesem Ort steht der Betreuer emotional, zeitlich und räumlich angemessen zur Verfügung.

Dies beinhaltet die Fähigkeit, engagiert zu sein, ohne sich in Involviertheit zu verstricken, im Kontakt zu sein, ohne das Gefühl für die eigenen Grenzen zu verlieren. Wichtig für eine emotional tragende und nachnährende Beziehung ist dabei, reflektiert und flexibel mit *Nähe und Distanz* umzugehen und angemessene Grenzen auszuhandeln. Auf der Basis der fünften These ist eine flexible Gestaltung der Interaktion und des Settings in Kenntnis der unterschiedlichen Bindungsmuster geboten. So wird beispielsweise ein ambivalent gebundener Klient potentiellen Wert auf emotionale Nähe und Sicherheit legen, während ein vermeidend gebundener Ratsuchender seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit als hochsignifikant erlebt.

Trennung und Kontakt sind unlöslich miteinander verbunden. Die Entwicklung der Fähigkeit, sich gleichzeitig getrennt und zugehörig zu fühlen, rückt ins Zentrum. In diesem Zusammen-

hang wird die *Dialektik von Bindung und Lösung* unterstrichen. Die Fähigkeit zum Alleinsein kommt nur durch das Vertrauen in die Zuwendungsbereitschaft der Bindungsperson zustande. Das Vertrauen in die Beständigkeit der wohlwollenden Begegnung und dass diese beim Getrenntsein keine Schmälerung erfährt, wird für die Bindungsarbeit als sechste These durchgängig unterstrichen. Diese verinnerlichte Instanz in Form eines später entwickelten Ur-Vertrauens bildet eine nicht zu unterschätzende Unterstützung in der Alltagsbewältigung.

Wird das soziale Netzwerk zum Gegenstand in der sozialpädagogischen Arbeit, ist die Aufklärungs- und Bewusstseinsbildung bedeutsam. Der Sozialpädagoge sucht die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass der Betroffene den inneren Arbeitsmodellen seiner Bindungsfiguren nachspüren kann und diese mit Hilfe der in der helfenden Beziehung gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen neu strukturiert. Der Sozialarbeiter unterstützt den Ratsuchenden darin, die Struktur- und Entstehungsgeschichte seiner inneren *Leit- und Arbeitsmodelle* nachzuvollziehen und sinnvolle Alternativen zu entwickeln. Es erfolgt ein Nachdenken über Gefühlserwartungen und Vorurteile in emotional bedeutsamen Beziehungen und darüber, wie der Klient seinen wichtigsten Bezugspersonen begegnet. Als siebte These soll die Bedeutung des Nachspürens der inneren Selbstrepräsentanzen des Betroffenen und zentraler Bindungsfiguren formuliert werden.

Die *Initiative der Trennung* wird achtens dem Klienten überlassen, soweit möglich. Der Sozialpädagoge ermutigt ihn, die Neugier auf Erkundung eigenständiger Wege auszuprobieren. Eine forcierte Trennung könnte als Zurückweisung erlebt werden. Die Trennung ist nicht bedeutungsgleich mit dem Verlust der sicheren Basis. Gefragt ist eine grundlegende Ermöglichung des Rückgriffs auf den Sozialarbeiter zu einem späteren Zeitpunkt bei erneuter Not (vgl. Urban 2005: 86f.).

Nicht zuletzt ist das *persönliche Tempo* des Ratsuchenden federführend. Die Notwendigkeit einer Würdigung des eigenen Tempos ist in allen genannten Thesen evident. Der professionelle Begleiter muss den Betroffenen dort abholen, wo er steht und seinen Weg der Korrektur traumatischer Erfahrungen mitgehen. Der Mensch benötigt seine individuelle Zeit für eigene Entwicklungsprozesse, die nur begrenzt verallgemeinerbar ist (vgl. Rätz-Heinisch 2005: 53). Nach diesem Verständnis sind auch kleinschrittige Zielvorgaben entscheidend, um eine akute Überforderung zu vermeiden. Wird das individuelle Entwicklungstempo nicht gewürdigt, besteht das Risiko, den hilfesuchenden Menschen abzuhängen und die Ziele der professionellen Arbeit grundlegend zu verfehlen, die nur gemeinsam erreicht werden können. Jeder

zeitliche Abschnitt unserer Existenz, jeder Moment, hat seine eigene Logik und eigene Ehre, er ist ein zeitlicher Reifungsprozess (vgl. Améry 1976: 19).

Bei der Erfüllung dieser Anforderungen steht der Sozialarbeiter durchgängig vor der Aufgabe, die Relevanz der Selbstreflexion niemals zu unterschätzen.

8 Selbstreflexion

Eckert (vgl. 2008: 332ff.) befasste sich mit umfangreichen Studien über die Bindung von Psychotherapeuten. Er ging den Fragen nach, ob ein Therapeut nur erfolgreich sei, wenn er sicher gebunden wäre und ob Psychotherapeuten diesen Beruf wählen, da sie selbst psychische Probleme hätten. Die darin angelegten Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse sind mit den nötigen Änderungen auf den Beruf des Sozialarbeiters übertragbar. Sicher gebundene Therapeuten bilden in der untersuchten Stichprobe eine Minderheit, während die Mehrheit „bedingt sicher“ gebunden ist. Dieses Muster findet seine Position zwischen dem sicheren und dem unsicher-vermeidenden Bindungsstil. Demnach bevorzugen Therapeuten mehrheitlich als adaptive Strategie die Deaktivierung des Bindungssystems. Dieser Bindungstyp zeichnet sich durch eine Öffnungsbereitschaft aus, während ein Bedürfnis nach Zuwendung nicht erlebt wird. Folgt man Höger und Buschkämper, entwickeln diese Menschen die Tendenz, die Bindungsperson möglichst nicht in Anspruch zu nehmen und ihr nicht mit Zuwendungswünschen zur Last zu fallen. In der Kindheit findet die Aufnahme emotionalen Kontakts mittels einer Rollenumkehr statt, ausgelöst durch die Zuwendungsbedürftigkeit der Bindungsperson. In dieser Lesart folgert Eckert, dass bedingt sicher gebundene Menschen durch einen Helferberuf die ideale Möglichkeit hätten, ihre Probleme in erwünschter und sozial akzeptierter Weise zu kompensieren. Diese Behauptung verdient per se eine kritische Würdigung mit Blick auf ethische Erwägungen und das eigene Verständnis der Berufsrolle, nach welchem das primäre Kompensieren eigener Probleme ausdrücklich der Degradierung des Klienten zum Objekt und der Instrumentalisierung des Menschen zugeschrieben wird. Der Sozialarbeiter steht vor der Aufgabe, an dieser Stelle wachsam zu sein und sein eigenes Bindungsmuster zu reflektieren und dessen Auswirkung auf die helfende Beziehung zu überprüfen.

Der Sozialpädagoge ist dann zur Selbstreflexion besonders aufgefordert, wenn infolge von Stresssituationen und persönlichen Krisen diese adaptive Funktion der Deaktivierung des Bindungssystems ausfällt und das Bindungssystem aktiviert wird. Vor diesem Hintergrund befürchtet Reddemann ein berufliches Überengagement. Die Selbstfürsorge käme zu kurz,

wenn der Professionelle eigene Bindungswünsche nicht wahrnehmen oder verleugnen würde. Laut Reimer, Lichtenberger und Wilke ist der professionelle Helfer gefragt, auf eigene ausreichende Lebensqualität zu achten und rechtzeitig zu erkennen, wenn er selbst Hilfe braucht. Eine Aktivierung des Bindungssystems in einem Ausmaß, das ihn selbst Hilfe und Schutz benötigen lässt, ist ohne Frage ungünstig. Auch während eigener Belastung sollte er in der Lage sein, die Beziehung so zu gestalten, dass der Klient seine „Explorationen“ fortsetzen kann und sich dabei sicher fühlt. Eckert kommt schließlich zu dem Ergebnis, dass Menschen in Helferberufen häufiger negative Bindungserfahrungen aufweisen als andere Berufsgruppen, beispielsweise haben sie eher Traumatisierungen erlitten als Physiker. Wie wirken sich solche eigenen Erfahrungen auf die Arbeit mit Klienten aus?

Laut Eckert können sie zu einer höheren Sensibilität für entsprechende Erfahrungen des Klienten führen. Gleichwohl ist die Beachtung „blinder Flecke“ bedeutsam, die vor dem Wiederauftauchen der eigenen Erinnerung an schmerzliche Erfahrungen schützen. Wenn durch bestimmte Reize diese negativen Bindungserfahrungen wachgerufen werden, kann es zur Beeinträchtigung der Empathiefähigkeit kommen. Ausschlaggebend ist ein durchgängig reflektierter und konstruktiver Umgang des Sozialpädagogen mit seinen Bindungsproblemen. Er sollte ausdrücklich mit seinem Bindungsmuster vertraut sein. „Schon Freud hat gefordert, dass der Analytiker seine ‚blinden Flecke‘ kennen sollte.“ (ebd.: 346f.)

In diesem Zusammenhang konstatiert auch Roth (vgl. 2013: 100f.) die grundlegende Bedeutung von Supervision und Fortbildung, und die Teilnahme an Berufsgruppen und Arbeitskreisen, die langfristig eine kritische Reflexion und Revision bestehender Deutungs-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen zur Folge haben. Nach diesem Verständnis kommt es auf eine konsequente Umsetzung der Arbeits- und Leitprinzipien einer parteilichen Hilfe an. Überdies sind fachliche Qualifizierungen in Form von Weiter- und Fortbildungen wesentlich. Sie ermöglichen Professionellen einen angemessenen Umgang mit eigenen Problemstellungen, die sich durch die Konfrontation mit der Thematik, wie im Fallbeispiel mit sexueller Gewalt, ergeben. Das Ziel besteht darin, diese in Einzel- oder Gruppensupervision zu reflektieren und zu bewältigen. Nicht zuletzt erfolgt eine Auseinandersetzung mit praktischen Vorgehensweisen und gemeinsamen oder gegensätzlichen inhaltlichen Arbeits- und Handlungsansätzen in einer überinstitutionellen Zusammenarbeit und Vernetzung.

„Die Selbstreflexion der Berater/-innen, verbunden mit einer im Interesse der Ratsuchenden gebotenen Selbstbegrenzung, dient dem Unterstützungsprozess und der Achtung von Grenzen

im Umgang mit belasteten Menschen.“ (Ansen 2013: 12f.) Zudem bescheinigt auch Lattwein (vgl. 2012: 356) der Selbstreflexion eine Möglichkeit zur Qualitätssicherung, da das Risiko einer Übertragung verringert und eine Distanz auf professioneller Ebene gewahrt wird, wenn sich der Professionelle mit der eigenen Person ausführlich auseinandersetzt. Zusammenfassend kann es auch einem unsicher oder bedingt sicher gebundenen Sozialarbeiter unter diesen Vorzeichen gelingen, dem Ratsuchenden eine „sichere Basis“ im Sinne Bowlbys zu bieten (vgl. Eckert 2008: 347).

Das Fallbeispiel verdeutlicht, dass die Überführung in ein immer wieder neu zu reflektierendes Nachdenken insbesondere bei dem hochgradig diffizilen Gewirr von Nähe und Distanz in Form einer emotionalen Abhängigkeit bedeutsam wird.

9 Risiko der Gestaltung von Abhängigkeit

Es könnte eingewendet werden, die Merkmale einer Bindungsbeziehung, insbesondere die Emotionalität, die fehlende Austauschbarkeit und der ausgelöste Kummer bei einer Trennung, wären mit einer professionellen Beziehung nicht vereinbar, da diese gleichzeitig Elemente einer persönlichen Beziehung darstellen (vgl. Oevermann 1996: 111f.). Die Nähe könnte sich kontraproduktiv auf den Hilfeprozess auswirken, da Abhängigkeit die Adressaten in ihrer Entwicklung hemmt (vgl. Ansen 2009a: 382). Das ist zwar richtig, jedoch der falsche Maßstab, um die bindungstheoretischen Ideen in der Beziehungsgestaltung zu diskreditieren. Die Bindungsarbeit beansprucht nicht, alle Faktoren abzudecken, die auf die sozialpädagogische Arbeit einwirken. Ausschlaggebend ist die Zielgruppe für die Bindungsarbeit, welche sich bei längerfristiger Begleitung der Betroffenen eignet. Es handelt sich nicht um kurze Phasen ihres Lebens, in denen sie mit ihren vorhandenen Kräften vorübergehend überfordert sind. Es kommt darauf an, teilweise die Qualität einer persönlichen Beziehung in der beruflichen Beziehung zu erreichen, um die umfänglich erörterten Wirkungen einer Bindungsbeziehung zu erzielen. Gleichzeitig fordern die Grenzen eines professionellen Beziehungsangebotes einen ausdrücklichen Umgang und eine Bewusstheit.

Es wurde gezeigt, dass positive Bindungserfahrungen, unabhängig von der Dauer und Intensität, selten freiwillig wieder aufgegeben werden, sondern der Betroffene diese als innere Instanz durchgängig aufbewahrt und lebenslang als stützend erlebt. Das Ziel der Bindungsarbeit steht für eine positive Gegenerfahrung zu konfusen familiären und sozialen Verhältnissen. Findet der Ratsuchende endlich einen professionellen Zufluchtsort, geprägt von psychosozia-

ler Geborgenheit, kann dies nachträgliche Resilienzunterstützung fördern. Es ist nicht verwunderlich, dass eine starke Bindung an diesen „idealen Elternersatz“ und das Erleben des Professionellen als „Schutzmacht in verletzlicher Lebenslage“ (Müller 2012: 147) Abhängigkeit füttern könnte. Die Fähigkeit, sich bei Belastungssituationen an Andere um Unterstützung zu wenden, stellt für Gahleitner (vgl. 2005: 130f.) einen natürlichen Prozess dar und eröffnet die Perspektive, ihn als Ressource zu betrachten im Gegensatz zu verkürzt verstandenen Autonomiekonzepten.

Aus der bindungstheoretischen Perspektive ist es hilfreich, den Transfer des Kindes auf den Erwachsenen erneut aufzugreifen. Die paradoxe Struktur von Nähe und Distanz präsentiert sich bereits in der alltäglichen Beziehungserfahrung des Kindes während seines Prozesses des Aufwachsens. Erst durch die emotionale Beziehung zu anderen Menschen lernt sich das Kind als eigenständiges Subjekt zu begreifen. Die frühkindlich erworbene Fähigkeit zur Balance zwischen Symbiose und Selbstbehauptung rückt in den Mittelpunkt. Instruktiv sind Winnicotts Überlegungen, wie der Interaktionsprozess im frühkindlichen Reifungsprozess beschaffen ist, durch den sich das Kind und seine Bindungsfigur aus dem Zustand des undifferenzierten Einsseins so zu lösen vermögen, dass sie sich schließlich als unabhängige Personen zu lieben und zu akzeptieren lernen. Dieser Prozess ist nur durch das intersubjektive Zusammenspiel von Beiden möglich (vgl. Honneth 1994: 156ff.) und trägt dem Prinzip der Partizipation entscheidend Rechnung. In der Lesart der „nachholenden Bindungsentwicklung“ muss berücksichtigt werden, dass dieses Interaktionsmuster zwischen dem Ratsuchenden und seinen Beziehungsfiguren in der Kindheit nicht geglückt ist und nun auf der Stufe des Erwachsenenlebens nachgeholt werden möchte. Das „Urphänomen der elterlichen Liebe“ (Strobel-Eisele/Roth 2013: 10) und dessen Fortführung bedarf einer durchgängigen Reflexion, um das Bewusstsein von Grenzverletzungen in beiden Polen der Nähe und Distanz zu stärken. Im Rahmen des emotionalen Nachnährens kann der gesamte Prozess mit dem Ratsuchenden in der helfenden Beziehung neu erlebt werden. Eine stufenweise Ablösung wäre daher eine gesunde Entwicklung, unter grundlegender Beachtung des individuellen Tempos des Adressaten. Ebenso sind Rückschritte in die Abhängigkeit nicht ungewöhnlich. Mit dem Glück angemessener und kompensierender sozialer Begegnung und einem Höchstmaß an Anstrengung wird die Verstörung kindlicher Entwicklung im Nachhinein bewältigt (vgl. Becker 2013: 104).

Nach diesem Verständnis muss das „Erwachsene Kind“, abhängig von den beschriebenen Entwicklungsaufgaben und den gesellschaftlichen Erwartungen, zwischen Nähe und Distanz,

Abgrenzung und Intimität, Autonomiebestrebungen und Abhängigkeitswünschen jeweils neu unbewusst und bewusst vermitteln. Daraus resultiert die Darstellung von Nähe und Distanz als zwei Pole eines Kontinuums. Die Anerkennung von gegenseitigen Abhängigkeiten auf der einen Seite und das Ringen um die Selbstbehauptung als ein abgegrenztes Subjekt auf der anderen Seite kennzeichnen nach Dörr/Müller (vgl. 2012: 8) die Dynamik des menschlichen Lebens in nahen persönlichen Beziehungen. Für das methodische Handeln ist es geboten, diese beiden Pole nicht als hart entgegengesetzte Pole zu verstehen und entweder nur auf Nähe zu insistieren oder nur in der Distanz das eigentliche Charakteristikum sozialpädagogischen Handelns zu sehen (vgl. Thiersch 2012: 32). „So ist Nähe auf Distanz verwiesen und Distanz auf Nähe. Nähe gelingt, wo auch Distanz gegeben ist, und Distanz, wo sie sich auf Nähe beziehen kann.“ (ebd.: 35)

Die Gemengelage von Nähe und Distanz in und zwischen den Rollen ist nicht statisch, sondern muss in der Entwicklung der Beziehung immer wieder neu bestimmt werden. Diese Konstellation impliziert einen Ausdruck subjektiver Handlungsintention und Deutung (vgl. ebd.: 34). Im Fallbeispiel greift der Sozialarbeiter auf eine zweite Kollegin als zusätzliche Bezugsperson für Beth zurück. Mit Blick auf diese Veränderung soll der alleinige Fokus auf ihn gelockert und ein Schritt von Distanz ermöglicht werden. Mittels einer allmählichen Überführung an die zweite Bezugsperson wird eine Ablösung erreicht, wenn er in Rente geht. Für Müller (vgl. 2012: 145f.) liegt die Bedeutung der professionellen Nähe in der Art und den Mitteln, mit denen zu viel Nähe unter Kontrolle gehalten wird.

Vor einem bindungstheoretischen Hintergrund kann übermäßige Abhängigkeit in Form von Angstbindung oder Unsicherheitsbindung als Folge einer Reihe von Trennungen und ähnlichen Erfahrungen gesehen werden. Diese Hypothese wird durch umfassende Untersuchungen von McCord in größerem Umfang bestätigt (vgl. Bowlby 2006b: 229). Bowlby (vgl. 2008: 21) widerstreben die Begriffe „Abhängigkeit“ oder „Abhängigkeitsbedürfnis“, da sie emotionale Beziehungen nur selten zutreffend beschreiben und herabsetzend klingen.

„Wahrscheinlich werden in der klinischen Literatur keine Begriffe so häufig angewandt wie ‚abhängig‘ und ‚übermäßig abhängig‘. Ein Kind, das zur Anhänglichkeit neigt, ein Jugendlicher, der nur ungern das elterliche Haus verlässt, ein Mann oder eine Frau, die engen Kontakt zur Mutter beibehält [beibehalten], oder ein Kranker, der ständig nach Gesellschaft verlangt, all diese und andere Personen werden wahrscheinlich früher oder später mit einem dieser beiden Begriffe beschrieben. Ihre Verwendung bringt immer einen Hauch von Missbilligung und Herabsetzung mit sich.“ (Bowlby 2006b: 203)

Die für diese Beobachtung benutzten Normen und Werte unterscheiden sich nicht nur von Person zu Person, sondern von Kultur zu Kultur und von Subkultur zu Subkultur. Erwachse-

ne, die beispielsweise gerade einen schmerzlichen Verlust erlitten haben, werden nicht selten fälschlicherweise als übermäßig abhängig bezeichnet. Daher mag sich das Verhalten unter den vorliegenden Umständen in normalen Grenzen bewegen, und wäre als Schlussfolgerung die Persönlichkeitsentwicklung betreffend ohne Abstriche angemessen (vgl. ebd.). Die Furchtreaktion auf die Unzugänglichkeit der Bindungsfigur kann als Anpassungsreaktion verstanden werden, da Alleinsein besonders für junge Individuen und andere schwache Personen gleichermaßen ein gesteigertes Gefahrenrisiko bedeutet. Folglich stellt sie eine Reaktion dar, die im Verlauf der Evolution aufgrund ihres Beitrags zum Überleben zu einem wichtigen Bestandteil des Verhaltensrepertoires geworden ist (vgl. ebd.: 175). Ratsuchende, die unter Angstzuständen leiden, befinden sich vielfach in einem chronischen oder akuten Zustand der Angst in Bezug auf die Verfügbarkeit ihrer Bindungsfigur (vgl. ebd.: 246). Der Terminus Angstbindung respektiert den natürlichen Wunsch der Person nach enger Beziehung zu einer Bindungsfigur und erkennt die Tatsache an, dass sie sich vor einer Beendigung dieser Bindung fürchtet (vgl. ebd.: 204).

Nähe kann zu klammernden und okkupierenden Beziehungen verführen, Distanz hingegen als Nebeneinander in Gleichgültigkeit, Unachtsamkeit und Übersehen verstanden werden (vgl. Thiersch 2012: 35). Für die Beziehungsebene als professionelle Anforderung sind fünf Hauptaufgaben besonders ertragreich. Erstens ist die kultivierte Fähigkeit zur Distanz von der eigenen Subjektivität instruktiv (vgl. Dörr/Müller 2012: 16). Das Gewährwerden der eigenen Person als „Werkzeug“ im Rahmen einer selbstreflexiven Vergewisserung ist zum zweiten bedeutsam (vgl. ebd.: 18). Drittens sollten die jeweiligen Funktionen eines „fordernden Modus“ und eines „haltenden Modus“ in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten analysiert und zueinander in Beziehung gesetzt werden (vgl. ebd.: 22). Die Spannung von Theorie und Alltag ist zum vierten als Spannung von Distanz und Nähe zu würdigen (vgl. Thiersch 2012: 33). Nicht zuletzt spielt die Korrespondenz unbewusster, innerer Szenen des Professionellen mit äußeren pädagogischen Szenen eine signifikante Rolle. Eine problematische Dominanz innerer Szenen wird so vermieden. Im Extremfall verkommt die reale Interaktion zum bloßen Auslöser von Abläufen, die den inneren Szenen analog sind (vgl. Würker 2012: 128f.).

Zusammenfassend steht eine professionelle Balance von Distanz und Nähe nicht für ein formales Auffinden der rationalen Mitte, sondern vielmehr für das Interpretieren in einem umfassenden Reflexionszusammenhang und Menschenbild. In dieser Lesart ergeben sich der „Mut zur Nähe“ und die „Ehre zur Distanz“ (vgl. Röbe 2013: 163). Das Fallbeispiel zeigt, dass es individueller Hilfe bedarf, um frühe traumatische Erfahrungen zu bewältigen. Der

professionelle Begleiter wird dabei fachlich und persönlich gefordert, mit dem Betroffenen die nicht durchlaufenen oder fehlgeleiteten Entwicklungsschritte zu kompensieren und nachzuarbeiten (vgl. Becker 2013: 115). Die Gratwanderung von Nähe und Distanz wird besonders in einer Lebensgeschichte mit sexuellem Missbrauch deutlich. Das Ausmaß für den Betroffenen ist so unterschiedlich wie menschliche Beziehungen, Persönlichkeiten und Lebensgeschichten (vgl. Becker 2013: 104). Wenn der Überlebenswille Beths von der Bereitschaft einer Bezugsperson abhängt, die sie begleitet, sie aushält und sie in ihre Grenzen weist, ist dies unter Umständen nur ein kleines Übel als Nebenwirkung zur Aufdeckung und Begrenzung der Traumatisierung. Nicht zuletzt sollte in Betracht gezogen werden, im Einzelfall die vermeintliche Abhängigkeit von Helfern als Nebenwirkung der Bindungsarbeit zu akzeptieren und zu würdigen.

Pantuček (vgl. 2009: 77) nimmt als Problem markierte Situationen in ihrem Doppelcharakter wahr: als einschränkend ebenso wie als entwicklungsermöglichend. „Dialektisches Denken, ein Denken in ‚Widersprüchen‘, hat in der Sozialarbeit als Denken in ‚Ambivalenzen‘ gute Tradition.“ (ebd.) Anzunehmen es gehe a priori um die „Beseitigung“ des Problemmusters wäre unredlich. Die Problembearbeitung kann zweifellos dezentriert sein. Vergleichsweise nimmt akzeptierende Drogenarbeit die Drogenabhängigkeit mit ihren lebensweltstrukturierenden und sozialen Folgen als gegeben hin und zielt unter diesen Rahmenbedingungen auf die Minimierung von Risiken für Gesundheit und Leben (vgl. ebd.: 66). Es kommt darauf an, für welche Problemlösungsstrategien der Ratsuchende bereit ist. Versuche, diese Auflösung in eine bestimmte Richtung zu zwingen, wie etwa durch direkte Überredung, können zu einer paradoxen Situation führen, die das Verhalten verstärkt (vgl. Miller/Rollnick 2004: 38). „Für den Berater bedeutet der bewusste Verzicht auf seine möglicherweise bestehende argumentative Überlegenheit, dass er auch suboptimale Lösungen mitverantwortet, wenn Ratsuchende andere Wege nicht gehen können.“ (Ansen 2006: 13)

Wenn sich der professionelle Helfer den Erwartungen von Nähe in Situationen der Hilflosigkeit und Verzweiflung entzieht, entziehen möchte oder entziehen muss, wird die potenzielle Entwicklung von Schuld und Verzweiflung bedeutsam. In der philosophischen Lesart berichtet Buber von seiner Begegnung im Ich-Du Verhältnis, als er gegenüber einem Freund unachtsam war und sich nicht auf ihn eingelassen habe. In seiner Verlorenheit bestätigt, setzte der Freund in der Nacht seinem Leben ein Ende (vgl. Thiersch 2012: 34). Die Berücksichtigung der Dynamik von Nähe und Distanz trägt einem sensiblen Umgang mit einer endgültigen Trennung in Form eines Abschieds entscheidend Rechnung.

10 Abschied

Grundsätzlich markiert eine Verabschiedung zu einem fachlich geeigneten Zeitpunkt den Erfolg der Intervention (vgl. Ansen 2009a: 382). An dieser Stelle der vorliegenden Untersuchung ist es hilfreich, den roten Faden mit dem Verständnis der Beziehung nach De Saint-Exupéry (vgl. 1956: 92ff.), welches eingangs in Kapitel 1.1 aufgegriffen wurde, zu Ende zu führen. So rückt in den Mittelpunkt der Betrachtung, dass eine Beziehung auch nach dem Vertrautmachen nicht per se unbefristet ist. Aus der entstandenen Einzigartigkeit resultiert der Schmerz eines Abschieds. Gleichwohl hebt De Saint-Exupéry die Erinnerungen hervor, die das Leben noch nach einer Trennung durchsonnen. „Das Gold der Weizenfelder wird mich an dich erinnern. Und ich werde das Rauschen des Windes im Getreide lieb gewinnen.“ (ebd.: 95) Für Yalom (vgl. 1999: 142) gibt es keine „Garantie auf Lebenszeit“. Er argumentiert gegen eine Lebenshaltung, die ein Ende prinzipiell nicht akzeptieren kann und greift auf Otto Rank zurück: „Die Leihgabe des Lebens ablehnen, um nicht in der Schuld des Todes zu stehen.“ (ebd.) Bindungsarbeit impliziert, dass die Zusammenarbeit auf einen längeren Verlauf, sehr wahrscheinlich auf mehrere Jahre angelegt war. Die Beendigung erfordert ganz besondere Aufmerksamkeit. Wird die Erfahrung der Ablösung und ihre Bedeutung für den Ratsuchenden nicht angemessen gehandhabt, kann das bisher Erreichte der gemeinsamen Arbeit verloren gehen. Ebenso wird die zukünftige Inanspruchnahme professioneller Hilfen gefährdet (vgl. Germain/Gitterman 1999: 460).

Es ist entscheidend, die Abschiedsphase rechtzeitig in den sozialarbeiterischen Verlauf einzuplanen. Der Umgang mit den Realitäten, den Gefühlen des Verlassenseins, der Trauer und Wut wird umso schwieriger, je plötzlicher und unerwarteter der Verlust eintritt. Diese Erfahrung kann sich zerstörerisch auswirken, wenn keine angemessene Möglichkeit besteht, die Probleme der Beendigung zu bearbeiten (vgl. ebd.: 465). Ebenso darf der Sozialarbeiter die Trennungserfahrung nicht selbst verleugnen. Auch er ist Schmerzgefühlen und Reaktionen unterworfen. Fatal wäre das Aufschieben der Ankündigung eines Beendigungszeitpunkts oder der Ausdruck von Ambivalenz durch mehrdeutige Botschaften und indirekte Kommunikationsformen (vgl. ebd.: 466). Für den professionellen Helfer sollte es nicht verwunderlich sein, dass dies beim Ratsuchenden heftige Reaktionen hervorruft, wie in Kapitel 4 grundlegend beschrieben. Fühlt er sich dennoch irritiert und eingeengt, muss er den Anlass bei sich selbst suchen und seine Projektionen reflektieren. Gegebenenfalls empfindet er Schuld, weil er seinen Klienten verlässt.

Bevor er die Realität der Beendigung einführt, ist der Sozialarbeiter gefordert, bei der Vorbereitung einer Lösung der aufgebauten Bindung vorzudenken, welche Bewältigungsaufgaben Unterstützung und Exploration bedürfen (vgl. ebd.: 467). Er vergegenwärtigt sich die früheren Deprivationen und Verluste im Leben seines Klienten und erwägt einfühlsam die mögliche Bedeutung der Beendigung ihrer Beziehung (vgl. ebd.: 465). Die bereits verschiedentlich erwähnte Empathie findet an dieser Stelle ihre besondere Bedeutung. Eine ausreichende Identifizierung mit dem Klienten ist geboten, um dessen Gefühle zu verstehen. Gleichzeitig ist hinreichende Distanz potenziell bedeutsam, um den Ratsuchenden nachhaltig ermutigen zu können, seine negativen Vorstellungen und Gefühle seinem Bezugsbetreuer gegenüber auszudrücken. Nicht selten ist der Sozialarbeiter gefragt, seine Glaubwürdigkeit, seine Verlässlichkeit, sein methodisches Können und sein Ansehen wieder herzustellen. Dabei sollte durchgängig beachtet werden, dass Ärger eine wichtige Coping-Funktion des Klienten darstellt. Er wehrt sich gegen eine drohende Überschwemmung von Verzweiflung (vgl. ebd.: 476f.). Für Germain/Gitterman (vgl. ebd.: 471) spielt die beharrliche Präsentation der Realität der Ablösung eine zentrale Rolle, um einer Verleugnung und Vermeidung vorzubeugen. Danach soll die schmerzliche Realität auf der Tagesordnung bleiben. Gleichzeitig kann Vermeidung per se förderlich sein, „wenn sie hilft, die nötige Zeit zu gewinnen, um die Bedeutung des bevorstehenden Verlustes aufzunehmen und Mittel zu seiner Bewältigung zu entwickeln“ (ebd.: 468).

Insbesondere nach jahrelanger Zusammenarbeit benötigt es viel Zeit, um den Grad des Annehmens der Realität zu erreichen (vgl. ebd.: 480). Nach erfolgreicher Bearbeitung des Trennungsschmerzes geben weitere Bewältigungsaufgaben dem Klienten die Chance, „seine Erfahrung als ein Ganzes zu integrieren und den ihr innewohnenden Sinn herauszufinden“ (ebd.: 482). Ausschlaggebend ist der Rückblick auf die gemeinsam zurückgelegte Strecke, welcher die Wertschätzung von Erfolgen und das Einräumen von Verlustgefühlen umfasst. Für den Ratsuchenden kann es sich um eine oasenhafte Begegnung gehandelt haben. In der Regel hat er in seiner neuen Bindungserfahrung mit dem Sozialpädagogen mehr von seinen geheimen Ängsten und Wünschen ausgesprochen, als möglicherweise jemals zuvor in seinem Leben (vgl. Culley 2002: 184). Es liegt in der Natur der Sache, dass der Ratsuchende große Nähe verspürt, da er Hilfe empfing in einer besonders belastenden Lebenslage, in der er zum Teil krisenhaft und damit unterhalb seiner Handlungsmöglichkeiten reagierte. Erfahrungen während dieser Zeit sind häufiger mit Bedeutung beladen. Dies zeigt ein Fallbeispiel von Germain/Gitterman (vgl. 1999: 478): „Unser Geist hat einander berührt, unsere Herzen haben einan-

der berührt und sogar unsere Seelen haben einander berührt, das machte unsere Arbeit zu etwas ganz besonderem.“

Im weiteren Verlauf sollte über die Zeit nach der Betreuung gesprochen und herausgearbeitet werden, wie der Betroffene mit seinen neuen Verhaltensweisen und Einsichten weitere Probleme bewältigen kann, es mit unerwarteten und erwarteten Lebensereignissen aufnimmt und die Arbeit an den verbleibenden Aufgaben fortsetzt (vgl. Culley 2002: 183ff.; Germain/Gitterman 1999: 491). Wie schon mehrfach erwähnt, ist es hilfreich, die Option für den Ratsuchenden offen zu halten, um weitere Unterstützung oder ein Gespräch ohne Problemwicklung zu bitten (vgl. Culley 2002: 235). Das Bedürfnis, eine Beziehung fortzusetzen, die als lohnend empfunden wird, sollte ausdrücklich als natürliches menschliches Interesse respektiert und mit Feingefühl behandelt werden. Nach Germain/Gitterman (vgl. 1999: 492) impliziert es nicht ein Problem des Klienten, vielmehr ist ein Verständnis für die Bedeutung angebracht, die der Sozialarbeiter für ihn hat. Feste Regeln für einen angemessenen Umgang wären an dieser Stelle nicht konstruktiv.

Im Fallbeispiel von Beth steht die Überweisung an eine andere Sozialarbeiterin im Mittelpunkt. Der Bezugsbetreuer hat sich an der Kontaktaufnahme mit seiner Arbeitskollegin beteiligt und diese bereits in den Verlauf eingeplant. Durch einen abgestuften Übergang kann die Sozialpädagogin nach Renteneintritt ihres Kollegen die primäre Verantwortung übernehmen. Diese Vorgehensweise trägt ebenso dazu bei, einer Entmutigung darüber, noch einmal von vorne beginnen zu müssen, vorzubeugen (vgl. ebd.: 491).

Folgt man Riedel (vgl. 1999: 16), ist der Abschied ein Thema, welches mit zahlreichen Ängsten und Unsicherheiten besetzt ist und gerne ignoriert oder ausgeblendet wird. Auf der einen Seite bedeutet Abschied die Freiheit, nun Zeit zu haben und offen zu sein für andere Dinge. Gleichzeitig bedeutet er ausdrücklich Trauer, das Gewohnte und die einst wichtigen Dinge in Zukunft nicht mehr zu haben. Es ist entscheidend, diese beiden Seiten angemessen zu würdigen. Aus bindungstheoretischer Sicht wird dadurch dem Klienten die Chance gegeben, eine bekömmliche Form zur Verarbeitung des Abschieds in seinem eigenen Tempo und auf seine eigene Art, vielleicht auch mit einem Ritual, zu entwickeln. Instruktiv ist eine Ermutigung nach Frankl (vgl. 1990: 106): Wer beherrscht ist vom Lebensgefühl des ständigen Abschiednehmens-müssens, hat vergessen, dass das sich zu schließen drohende Tor eben das Tor einer vollen Scheune ist. Der Klient sollte ermuntert werden, nicht nur das Stoppfeld der Vergänglichkeit zu sehen, sondern auch die volle Scheune, die er gerntet hat. „Im Vergangen-

sein ist nämlich nichts unwiderbringlich verloren, vielmehr alles unverlierbar geborgen.“ (ebd.: 247)

Zusammenfassend schlägt Gahleitner (vgl. 2005: 108) vor, einen kontinuierlichen Übergang zu ermöglichen. Das Ausklingen der gemeinsamen Arbeit spielt eine dominante Rolle. Die Zeit mit dem Sozialarbeiter könnte zunächst auf wenige Stunden reduziert und in die neue Lebensphase integriert werden. Die Nachbetreuung für einen Übergangszeitraum rückt damit in den Mittelpunkt (vgl. ebd.: 102). Zum Schluss kann nach Gahleitner lockerer Kontakt auf freiwilliger Basis gehalten werden; mit dem Betreuungsteam, mit den verbliebenen Klienten der Einrichtung und nicht zuletzt mit dem Bezugsbetreuer selbst. Unter Umständen wird sich der Kontakt von selbst ausschleichen. Schließlich betont sie (vgl. ebd.: 128) die große Sorgfalt in der Abschiedsphase, damit nicht erneut Bindungsverunsicherungen und alte Verlustängste aktualisiert werden.

Es wird ersichtlich, dass die im ersten Teil erörterten Theorien im Geist des Transformationsprozesses in die Praxis Kriterien für die Auswahl methodischer Vorgehensweisen bereitstellen. Daraus resultieren elementare Anforderungen für das methodische Handeln, welches einem bindungstheoretisch kommunikativen Umgang mit Ratsuchenden verpflichtet ist und Vorgehensweisen entwickelt, die ein Höchstmaß an Reflexion bei der Gestaltung von Nähe und Distanz und der besonderen Phase des Abschieds erfordern.

Ausblick

Die Befunde unterstützen die zentrale Hypothese Bowlbys, deren zufolge die im Kleinkindalter erworbenen Bindungsstile einen wichtigen Beitrag zum *Verständnis erwachsener Beziehungen* leisten. Gleichzeitig wurde deutlich, dass sichere Bindungsrepräsentationen auch von Erwachsenen entwickelt werden können, die von einer unglücklichen Kindheit geprägt sind. „*Erworbene Sicherheit*“ klassifiziert die Bindungsrepräsentation, die über die Kleinkindzeit hinaus durch die Entwicklung reichhaltiger und kohärenter Repräsentationen von sicheren inneren Arbeitsmodellen und die Reflexion darüber erreicht wird. Dies kann entscheidend gelingen, wenn der Betroffene eine Person findet, die für ihn die Rolle einer feinfühligem Bindungsperson übernimmt und er durch sie Unterstützung und Verständnis erfährt (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 62). Diese Bindungsentwicklung verlangt den Umgang mit Bindungspersonen auf allen geistigen Ebenen, um Ereignisse und Erlebnisse in Bedeutungen einzubetten. Bindungserfahrungen spielen eine herausragende Rolle, da sie mit den intensivsten Gefühlen eines Kindes verbunden sind. Negative Gefühle können genutzt werden als „Information zum adaptiven Handeln, um die Ursachen der emotionalen Beeinträchtigung an der Wurzel zu verändern“ (ebd.: 53). Die Herausbildung eines beständigen Musters, nach dem ein Übergewicht des Ur-Vertrauens über das Ur-Misstrauen erreicht wird, bildet eine Hauptaufgabe der wachsenden Persönlichkeit.

Unsichere Bindungen schränken den Betroffenen per se ein, da die Integration negativer Gefühle scheitern kann, wenn die persönliche Integrität und das Selbstwertgefühl bedroht oder belastet werden (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 61). Unter diesen Vorzeichen weisen die in der vorliegenden Arbeit herausgearbeiteten Thesen übereinstimmend in eine zentrale Richtung: Das Fehlen von fürsorglichen und schützenden Beziehungen verursacht bereits bei kleinen Belastungen *physiologischen Stress* (vgl. Gahleitner 2005: 64). Alltägliche soziale Interaktionen werden auf vielen Ebenen von Bindungsunsicherheit beeinträchtigt und führen auf diese Weise zu sozialer Verletzlichkeit (vgl. Schauenburg 2008: 86). Unter Belastung wird ein seelisch angemessener Umgang mit kritischen Situationen ganz wesentlich erschwert. Es erfolgt bald ein Abbruch der Konzentration auf die zu lösende Aufgabe und eine Handlungsstrategie erscheint unauffindbar (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 61). Der unsicher gebundene Ratsuchende ist hilflos, wenn er von seiner Angst überwältigt wird, weil er kaum Hilfsbereitschaft erwartet und anderen ein solches Vertrauen nicht entgegen bringt. Er findet aus einem Wirrwarr seiner Gefühle nicht mehr heraus (vgl. Grossmann/Grossmann 2012: 670f.). Forschungsergebnisse von Harlow und Siegel zeigen, dass mutterlos aufgezogene Äffchen bei

Belastung mit zu vielen Stresshormonen reagierten. Enzyme waren mangelhaft aufeinander abgestimmt und Noradrenalin wurde in zu geringem Maße ausgeschüttet. Ihre Aufregung führte zu völliger Desorganisation und Orientierungslosigkeit. Laut Untersuchungen von Meaney, beeinflusst frühe Fürsorglichkeit die Zellmembran-Rezeptoren im Hippocampus nachhaltig, welche eine zu hohe Ausschüttung von Kortisol nach einem Stressor verhindern (vgl. Grossmann/Grossmann 2012: 48ff.).

In den erläuterten Koordinaten benötigen Ratsuchende Unterstützung, die in ihrem sozialen Umfeld nicht existiert. Mit Hilfe des Sozialarbeiters kann es dem „Erwachsenen Kind“ gelingen, durch unsichere Bindungen verursachte psychische Einschränkungen zu überwinden (vgl. Grossmann/Grossmann 2001: 63). Die Analyse und Transformation in der vorliegenden Arbeit hat gezeigt, dass die erarbeiteten Grundlagen eine hochsignifikante Voraussetzung für ein methodisches Vorgehen in der Beziehungsgestaltung bilden, um eine verbesserte Unterstützung im Alltag zu erreichen. Die Zusammenarbeit findet in der Beziehung zwischen zwei Menschen statt – ebenso wie eine potenzielle Traumatisierung. Der Sozialpädagoge ist gefordert, sich dem Bindungsstil seines Klienten so zuzuwenden, dass Beziehung wächst und Bindungsfähigkeit zunimmt. An dieser Stelle wird die Traumatisierung bereits indirekt bearbeitet. Indem der professionelle Begleiter *alternative Erfahrungen* von Beziehung und Bindung ermöglicht, wird die innerlich schädigende Erfahrung heilend mitberührt (vgl. Garbe 1999: 19). Die entwickelten Anforderungen an die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit bilden einen Rahmen, innerhalb dessen detaillierte Handlungskonzepte entworfen werden können.

Bei einer psychisch sicheren Person besteht eine geringere Verletzlichkeit. Reife, verbunden mit psychischer Sicherheit, beruht vor allem auf einem wissenden, umsichtigen Umgang mit starken Gefühlen bei großen Belastungen. „Man nennt psychisch sichere Reife auch soziale Kompetenz, emotionale Intelligenz und angemessene Emotionsregulierung.“ (Grossmann/Grossmann 2012: 670) Psychisch sichere Menschen bitten in klaren und kohärenten Worten ihr nahestehendes Umfeld um Hilfe bei der Klärung und Lösung eines Problems, weil sie sich von ihren Gefühlen der Angst nicht langfristig beeinträchtigen lassen (vgl. ebd.: 670f.). Menschen mit ausreichenden persönlichen und sozialen Ressourcen können Belastungen besser bewältigen und sind weniger gefährdet (vgl. Ansen 2009b: 149). „Ein sicheres Bindungsmuster kann ein wichtiger Schutzfaktor sein und die Verarbeitung von kritischen Lebensereignissen erleichtern.“ (Lennertz 2006: 251)

Auf welche Weise tragen die gewonnenen Erkenntnisse zur *Resilienz* und zur Freiheit bei, die eigenen Lebensbedingungen neu bewerten zu können? Folgt man Hart (vgl. 2006: 200ff.), ist die Resilienz eine Konstellation von individuellen Eigenschaften als auch ein Indikator für ein prozesshaftes Geschehen; Synergien aus verschiedenen Stärken, Tendenzen und Aktivitäten. Diese Synergien schließen die psychische Widerstandsfähigkeit ein, die ein Mensch durch die Interaktion mit ausdrücklich externen Veränderungskraften erwirbt. Der Schwerpunkt wird auf soziale Kräfte gelegt und so die *helfende Beziehung als innere Instanz und Ressource* unterstrichen. Innere Instanz meint, dass der signifikante Andere (Mead) immer präsent ist. Zur Förderung der psychischen Widerstandskraft ist eine Entwicklung erforderlich, wie etwa sichere Bindungsbeziehungen, Bildung, und die persönliche Fähigkeit, Situationen bewältigen zu können und ihnen gewachsen zu sein.

Die subjektbezogene Soziale Arbeit steht vor der Aufgabe, sich auf die notwendigen Schritte zu konzentrieren, um negative Kettenreaktionen zu verringern oder als Schutz positive Kettenreaktionen zu fördern. Betroffene benötigen kognitive Unterstützung und emotionalen Beistand, um Spielräume für ihre Lebensbewältigung auszuschöpfen, so dass ihre psychosoziale Befindlichkeit in ein für sie erträgliches Gleichgewicht kommt und ein Höchstmaß an Autonomie erreicht wird. Es ist ohne Abstriche relevant, den Ratsuchenden zu ermutigen, „sich für das eigene Leben zu engagieren und sich nicht aufzugeben und zu verzweifeln“ (Ansen 2011: 800). Nicht zuletzt ist festzuhalten, dass bereits das gut eingesetzte Gespräch sich als hilfreich erweist (vgl. Pantuček 2009: 38). Ganz überwiegend benötigt es nicht viel Hilfe, um vorübergehend verlorene Hoffnung wieder zu aktivieren. Diese Zielformulierung muss angesichts ihrer Realisierungschancen bei der direkten Anwendung von bindungstheoretischem Denken konkretisiert werden. Der fruchtbare Dialog zwischen Wissenschaft und Anwendungspraxis, wie er in der vorliegenden Arbeit grundlegend durch drei Hauptschritte angelegt ist, nimmt eine wichtige Rolle ein. Es ist bedeutsam, dass empirische Modelle in ein neues Handlungsmodell einfließen, dort überprüft werden und anschließend handlungsrelevante Kriterien für einen gelingenden Hilfeprozess formulieren. „Heilung heißt: gute Versorgung der Wunde mit haltender Narbenhaut, sie bleibt verletzlich und wird immer mal wieder schmerzen.“ (Garbe 1999: 22) Mit der Besinnung auf die Bindungsarbeit im methodischen Handeln leistet die Soziale Arbeit Beiträge zur Hilfe, die das Hilfeniveau insgesamt deutlich anheben. „Die Lebensgeister regen sich in Beziehungen mit Menschen, denen man sich verbunden fühlt.“ (Grossmann/Grossmann 2001: 63) Ein Gelingen dieser Beziehungen ermöglicht offene Zuneigung, die Klärung von Motiven und nicht zuletzt steht die Entwicklung einer lebenswerten Perspektive im Mittelpunkt, für die sich jeder Einsatz lohnt.

Literatur

Améry, Jean (1976): Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

Ansen, Harald (2015): Die Arbeitsbeziehung in der Sozialen Beratung.

Ansen, Harald/Röh, Dieter (2014): Sozialdiagnostik in der Betreuungspraxis. Ein Leitfaden für den Sozialbericht der Betreuungsbehörden. Köln: Bundesanzeiger Verlag GmbH.

Ansen, Harald (2014a): Bildung unter Verwertungsbedingungen. Plädoyer für ein nicht-instrumentelles Bildungsverständnis. In: Standpunkt Sozial. Hamburger Forum für Soziale Arbeit und Gesundheit 3 (S.51-55). HAW Hamburg. Fakultät W&S. Wirtschaft und Soziales.

Ansen, Harald (2014b): Armut, Sozialpolitik und Soziale Gerechtigkeit – Ausgewählte Implikationen für die Soziale Arbeit. In: Panitzsch-Wiebe/Becker/Kunstreich: Politik der Sozialen Arbeit – Politik des Sozialen (S.143-159). Berlin: Verlag Barbara Budrich.

Ansen, Harald (2013): Person – Beziehung – Methode: Wirkungszusammenhänge im Case Management Beratungsprozess. In: Jahreskongress 18.09.2013 in Stade de Suisse. Schweizerischer Case-Management-Jahreskongress.

Ansen, Harald (2011): Klinische Sozialarbeit. In: Otto/Thiersch: Handbuch Soziale Arbeit (S.796-802). 4. Aufl. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.

Ansen, Harald (2009a): Beziehung als Methode in der Sozialen Arbeit. Ein Widerspruch in sich? In: Soziale Arbeit 10. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete (S.381-388). DZI.

Ansen, Harald (2009b): Methodik der Sozialen Beratung. In: Maier: Armut als Thema der Sozialen Arbeit (S.131-152). Frankfurt am Main: FEL Verlag.

Ansen, Harald (2006): Soziale Beratung bei Armut. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.

Ansen, Harald (2002): Theoretisch-systemische Grundlagen der Klinischen Sozialarbeit im Gesundheitswesen. In: Gödecker-Geenen/Nau: Klinische Sozialarbeit. Eine Positionsbestimmung (S.83-125). Münster: LIT Verlag.

- Ansen, Harald** (1998): Armut – Anforderungen an die Soziale Arbeit. Eine historische, sozialstaatsorientierte und systematische Analyse aus der Perspektive der Sozialen Arbeit. Frankfurt/Main: Peter Lang GmbH.
- Becker, Brigitte** (2013): Die Psychodynamik des Kindes und die Folgen sexueller Übergriffe für die sozialen Beziehungen. In: Strobel-Eisele/Roth: Grenzen beim Erziehen. Nähe und Distanz in pädagogischen Beziehungen (S.103-116). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Bowlby, John** (2008): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.
- Bowlby, John** (2006a): Bindung. Band I. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.
- Bowlby, John** (2006b): Trennung. Angst und Zorn. Band II. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.
- Bowlby, John** (2006c): Verlust. Trauer und Depression. Band III. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co. KG.
- Bowlby, John** (1999): Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In: Spangler/Zimmermann: Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S.17-26). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bowlby, John** (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München: Kindler Verlag.
- Brisch, Karl Heinz** (2012a): Bindungsstörungen und Trauma. Grundlagen für eine gesunde Bindungsentwicklung. In: Brisch/Hellbrügge: Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern (S.105-135). 4. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, Karl Heinz** (2012b): Die Bedeutung von Gewalt in der Paarbeziehung für die Psychotherapie mit Kindern. In: Brisch: Bindungen – Paare, Sexualität und Kinder (S.269-291). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, Karl Heinz** (2009): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. 9. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brisch, Karl Heinz** (2008): Bindung und Trauma – Schutz- und Risikofaktoren für die Entwicklung von Kindern. In: Stiftung zum Wohl des Pflegekinde: Bindung und Trauma - Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder. Tagungsdokumentation der 16. Jahrestagung der

Stiftung zum Wohl des Pflegekindes am 30. Mai 2005 in Magdeburg (S.13-42). 2. Aufl. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag GmbH.

Bretherton, Inge (2001): Zur Konzeption innerer Arbeitsmodelle in der Bindungstheorie. In: Gloger-Tippelt: Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis (S.52-74). Göttingen: Verlag Hans Huber.

Buber, Martin (2009): Das dialogische Prinzip. Ich und Du. Zwiesprache. Die Frage an den Einzelnen. Elemente des Zwischenmenschlichen. 11. Aufl. Gütersloh: Lambert Schneider/Gütersloher Verlagshaus.

Buchheim, Anna (2008): Borderline-Persönlichkeitsstörung und Bindung – eine Übersicht. In: Strauß: Bindung und Psychopathologie (S.253-281). Stuttgart: Klett-Cotta.

Culley, Sue (2002): Beratung als Prozeß. Lehrbuch kommunikativer Fertigkeiten. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Daudert, Elke (2001): Selbstreflexivität, Bindung und Psychopathologie. Zusammenhänge bei stationären Gruppenpsychotherapie-Patienten. Hamburg: Verlag Dr. Kovac.

De Saint-Exupéry, Antoine (1956): Der kleine Prinz. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag KG.

Döring, Else (2004): Personzentrierte Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen: Was hilft Spielen mit traumatisierten Kindern und Jugendlichen? In: Gesprächspsychotherapie und Personzentrierte Beratung (S.193-198). 35 (3). Köln: GwG-Verlag.

Dörr, Margret/Müller, Burkhard (2012): Einleitung: Nähe und Distanz als Strukturen der Professionalität pädagogischer Arbeitsfelder. In: Dörr/Müller: Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität (S.7-29). 3. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Eckardt, Jo (2005): Kinder und Trauma. Was Kinder brauchen, die einen Unfall, einen Todesfall, eine Katastrophe, Trennung, Missbrauch oder Mobbing erlebt haben. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Eckert, Jochen (2008): Bindung und Psychotherapeuten. In: Strauß: Bindung und Psychopathologie (S.332-349). Stuttgart: Klett-Cotta.

Erikson, Erik H. (2000): Identität und Lebenszyklus. 18. Aufl. Frankfurt/M: Suhrkamp.

- Fonagy, Peter** (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, Peter/Gergely, György/Jurist, Elliot L./Target, Mary** (2002): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foppa, Klaus** (1999): Lernprozesse in der Bindungsentwicklung. In: Spangler/Zimmermann: Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S.149-158). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Frankl, Viktor E.** (1990): Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. 8. Aufl. München: R. Piper & Co Verlag.
- Fremmer-Bombik, Elisabeth** (1999): Innere Arbeitsmodelle von Bindung. In: Spangler/Zimmermann: Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S.109-119). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fromm, Erich** (1959): Der kreative Mensch. Aus dem Amerikanischen von Liselotte und Ernst Mickel.
- Gahleitner, Silke B.** (2005): Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung. München: Ernst Reinhardt Verlag GmbH & Co. KG.
- Garbe, Elke** (1993): Martha. Psychotherapie eines Mädchens nach sexuellem Mißbrauch. 2. Aufl. Münster: Votum-Verlag.
- Germain, Carel B./Gitterman, Alex** (1999): Praktische Sozialarbeit. Das „Life Model“ der Sozialen Arbeit. Fortschritte in Theorie und Praxis. 3. Aufl. Stuttgart: Enke.
- Giesecke, Hermann** (2013): Ist der Begriff „Pädagogische Beziehung“ noch sinnvoll? In: Strobel-Eisele/Roth: Grenzen beim Erziehen. Nähe und Distanz in pädagogischen Beziehungen (S.67-78). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Göbel, Sabine/Zauner, Johann** (1990): Kreative Eigenleistungen des Kindes als beschützende Faktoren. Entwicklung – Prognose – Therapie. In: Büttner/Ende: Trennungen. Kindliche Rettungsversuche bei Vernachlässigungen, Scheidungen und Tod. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Grossmann, Karin/Grossmann, Klaus E.** (2012): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. 5. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Grossmann, Karin/Grossmann, Klaus E. (2001): Das eingeschränkte Leben. Folgen mangelnder und traumatischer Bindungserfahrungen. In: Gebauer/Hüther: Kinder brauchen Wurzeln. Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung (S.35-63). Düsseldorf und Zürich: Walter Verlag.

Grossmann, Klaus E. (2001): Die Geschichte der Bindungsforschung: Von der Praxis zur Grundlagenforschung und zurück. In: Suess/Scheuerer-Englisch/Pfeifer: Bindungstheorie und Familiendynamik. Anwendung der Bindungstheorie in Beratung und Therapie (S.29-52). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Grossmann, Klaus E. (1993): Bindungen zwischen Eltern und Kind: Verhaltensbiologische Aspekte der Kindesentwicklung. In: Kraus: Die Scheidungswaisen (S.49-63). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Habermas, Jürgen (1968/1973): Stichworte zu einer Theorie der Sozialisation. Ms. 1968. In: Ders.: Kultur und Kritik (118-194). Frankfurt/M.

Hantke, Lydia/Görges, Hans-J. (2012): Handbuch Traumakompetenz. Basiswissen für Therapie, Beratung und Pädagogik. Paderborn: Junfermann Verlag.

Hardenberg, Oliver (2008): Konsequenzen für die Pflegeeltern – Übertragung traumatischer Bindungs- und Beziehungserfahrungen in die Pflegefamilie. Anforderungen an Pflegeeltern und notwendige Unterstützung. In: Stiftung zum Wohl des Pflegekindes: Bindung und Trauma - Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder. Tagungsdokumentation der 16. Jahrestagung der Stiftung zum Wohl des Pflegekindes am 30. Mai 2005 in Magdeburg (S.85-101). 2. Aufl. Idstein: Schulz-Kirchner Verlag GmbH.

Hart, Angie (2006): Die alltäglichen kleinen Wunder. Bindungsorientierte Therapie zur Förderung der psychischen Widerstandsfähigkeit (Resilienz) von Pflege- und Adoptivkindern. In: Brisch/Hellbrügge: Kinder ohne Bindung. Deprivation, Adoption und Psychotherapie (S.190-221). Stuttgart: Klett-Cotta.

Hartmann, Hans-Peter (2005): Die Bindungstheorie – wiederentdeckt: Umdenken in der Psychiatrie? In: Urban/Hartmann: Bindungstheorie in der Psychiatrie (S.13-31). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Hassenmüller, Heidi (2004): Gute Nacht, Zuckerpüppchen. 17. Aufl. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Hauser, Susanne (2001): Trauma – Der unverarbeitete Bindungsstatus im Adult Attachment Interview. In: Gloger-Tippelt: Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis (S.226-250). Göttingen: Verlag Hans Huber.

Hellbrügge, Theodor (2012): Risiko- und Schutzfaktoren in der kindlichen Entwicklung. Mit einer Hommage an den Kinderforscher René Spitz. In: Brisch/Hellbrügge: Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern (S.34-52). 4. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Hesse, Hermann (1997): Siddhartha. 30. Aufl. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.

Höger, Diether (2005): Die psychotherapeutische Beziehung im Lichte der Bindungsforschung. In: Urban/Hartmann: Bindungstheorie in der Psychiatrie (S.46-53). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Hüther, Gerald (2006): Die Macht der inneren Bilder. Wie Visionen das Gehirn, den Menschen und die Welt verändern. 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Hüther, Gerald (2001): Die Bedeutung emotionaler Sicherheit für die Entwicklung des kindlichen Gehirns. In: Gebauer/Hüther: Kinder brauchen Wurzeln. Neue Perspektiven für eine gelingende Entwicklung (S.15-34). Düsseldorf und Zürich: Walter Verlag.

Honneth, Axel (2011): Verwilderungen. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert. In: APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte 1-2 (S.37-45). Bpb.

Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Joraschky, Peter/Petrowski, Katja (2008): Angst und Bindung: bindungstheoretische Prozesse bei Angststörungen. In: Strauß: Bindung und Psychopathologie (S.49-80). Stuttgart: Klett-Cotta.

Krappmann, Lothar (1993): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. 8. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Kuiper, Piet C. (2000): Seelenfinsternis. Die Depression eines Psychiaters. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.

Latchem-Smith, Julia (2008): *Papas kleiner Liebling*. Augsburg: Verlagsgruppe Weltbild GmbH.

Lennertz, Ilka (2006): Bindungsmuster bei Flüchtlingskindern. In: Leuzinger-Bohleber/Haubl/Brumlik: *Bindung, Trauma und soziale Gewalt. Psychoanalyse, Sozial- und Neurowissenschaften* (S.248-263). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Magai, Carol (1999): Bindung, Emotionen und Persönlichkeitsentwicklung. In: Spangler/Zimmermann: *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S.140-148). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Maguire, Toni (2007): *Kein Wort zu Mami. Die wahre Geschichte über eine zerstörte Kindheit*. Pöbneck und Bad Aibling: RM Buch und Medien Vertrieb GmbH.

Miller, William R./Rollnick Stephen (2004): *Motivierende Gesprächsführung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.

Minde, Klaus (1999): Bindung und emotionale Probleme bei Kleinkindern: Diagnose und Therapie. In: Spangler/Zimmermann: *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S.361-374). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Müller, Burkhard (2012): Nähe, Distanz, Professionalität. Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld. In: Dörr/Müller: *Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität* (S.145-162). 3. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Müller, Burkhard (1985): *Die Last der großen Hoffnungen. Methodisches Handeln und Selbstkontrolle in sozialen Berufen*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Niemeyer, Christian (2015): *Sozialpädagogisches Verstehen verstehen. Eine Einführung in ein Schlüsselproblem Sozialer Arbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Oevermann, Ulrich (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe/Helsper: *Pädagogische Professionalität* (S.70-182). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Pantuček, Peter (2009): *Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit*. 2. Aufl. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.

Petri, Horst (2005): *Verlassen und verlassen werden. Angst, Wut, Trauer und Neubeginn bei gescheiterten Beziehungen*. Berlin: Kreuz Forum.

- Rätz-Heinisch, Regina** (2005): Gelingende Jugendhilfe bei „aussichtslosen Fällen“! Biographische Rekonstruktionen von Lebensgeschichten junger Menschen. Würzburg: Ergon Verlag.
- Ricoeur, Paul** (2006): Wege der Anerkennung. Erkennen. Wiedererkennen. Anerkanntsein. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Riedel, Klaus** (1999): Belastungsfaktoren und Phasen einer Kindertherapie nach sexueller Misshandlung. In: Fachkongress 1999. Dokumentation: Sexuell misshandelte Kinder im Spannungsfeld zwischen Bindung und Vernetzung (S.8-17). Köln: Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren e.V.
- Riemann, Fritz** (2009): Grundformen der Angst. 39. Aufl. München: Ernst Reinhardt GmbH & Co KG Verlag.
- Roth, Gabriele** (2013): Täter und Täterstrategien bei sexuellem Missbrauch. In: Strobel-Eisele/Roth: Grenzen beim Erziehen. Nähe und Distanz in pädagogischen Beziehungen (S.81-102). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Röbe, Edeltraud** (2013): Grundschulkindern im schulischen Spannungsfeld von Nähe und Distanz. In: Strobel-Eisele/Roth: Grenzen beim Erziehen. Nähe und Distanz in pädagogischen Beziehungen (S.147-165). Stuttgart: W. Kohlhammer GmbH.
- Schauenburg, Henning** (2008): Bindungsaspekte der Depression. In: Strauß: Bindung und Psychopathologie (S.81-105). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmidbauer, Wolfgang** (1977): Die hilflosen Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.
- Suess, Gerhard J.** (1999): Das Selbst als Ausdruck dyadischer und individueller Organisation: Integrative Impulse der Bindungsforschung für die beraterische/therapeutische Praxis. In: Spangler/Zimmermann: Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S.396-408). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Thiersch, Hans** (2012): Nähe und Distanz in der Sozialen Arbeit. In: Dörr/Müller: Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität (S.32-49). 3. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Tillmann, Klaus-Jürgen (2010): Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.

Urban, Martin (2005a): Erwachsenen-Psychiatrie: Chance nachholender Bindungsentwicklung? In: Urban/Hartmann: Bindungstheorie in der Psychiatrie (S.83-95). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Urban, Martin (2005b): Bindung – eine Grunddimension menschlicher Existenz. In: Urban/Hartmann: Bindungstheorie in der Psychiatrie (S.142-151). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG.

Tröscher-Hüfner, Ursula (1998): Entwicklung der therapeutischen Verantwortung in der Systemtheorie durch Supervision und Selbsterfahrung. In: Lieb: Selbsterfahrung für Psychotherapeuten (S.97-108). Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.

Watzlawick, Paul (1986): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. 4. Aufl. München: R. Piper GmbH & Co. KG.

Wartner, Ulrike G. (1999): Die klinische Anwendung bindungstheoretischer Konzepte – Beispiele aus der Sicht einer klinischen Psychologin. In: Spangler/Zimmermann: Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung (S.409-418). 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

White, Kate (2012): Die Verflechtung von Bindung und Sexualität in der klinischen Arbeit. In: Brisch: Bindungen – Paare, Sexualität und Kinder (S.80-95). Stuttgart: Klett-Cotta.

Würker, Achim (2012): „Wenn sich die Szenen gleichen ...“ Ausbalancierung von Nähe und Distanz als Aufgabe der Lehrerbildung und das Konzept psychoanalytisch orientierter Selbstreflexion. In: Dörr/Müller: Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität (S.128-144). 3. Aufl. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

Yalom, Irvin D. (1999): Die Liebe und ihr Henker & andere Geschichten aus der Psychotherapie. 4. Aufl. München: Albrecht Knaus Verlag.

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit ohne fremde Hilfe selbstständig verfasst und nur die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe. Wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommene Stellen sind in allen Fällen unter Angabe der Quelle kenntlich gemacht.

Hamburg, 19. Februar 2016

Julia Hartl

Gegenstand der Auseinandersetzung ist die Analyse und Transformation der Bindungstheorie auf das Feld der Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit. Das Primat emotionaler Bindungen begründet das Postulat der helfenden Beziehung als innere Instanz und Ressource.

Die Beziehung ist ein entscheidendes Medium für den Unterstützungsprozess und gleichzeitig stellt sie eine eigenständige Hilfeform dar. Die Untersuchung von handlungsmethodischen Anforderungen der bindungstheoretischen Perspektive an die Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit wird zeigen, inwieweit sich die aufgestellten Hypothesen bestätigen lassen. Auf der Grundlage des in dieser Arbeit vertretenen Standpunkts sind Entscheidungen über angemessene Mittel sozialpädagogischer Intervention möglich.

